

Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

22. Jahrgang: Heft 15.

1. Mai 1920

Unsere Rechtschreibung

Von Friedrich Kluge (Freiburg i. B.)

Wer weiß, daß Philosophie und Theater nach lateinischer Weise mit ph und th geschrieben wird, glaubt ein Anrecht zu haben, über deutsche Rechtschreibung ein Wörtlein mitreden zu dürfen. Aber die Erben des Römertums, die Italiener, schreiben schon seit Jahrhunderten *filosofia* und *teatro*, wie einst Dante und Boccaccio geschrieben haben, ohne sich gegen ihr liebes Latein zu versündigen, und beweisen damit, daß man sich als Erbe der Alten fühlen kann, ohne von ihnen abzugucken, wie sie sich räuspern und wie sie spuden.

Mit dem Erbe der Alten hat unsere heutige Rechtschreibung nichts zu tun. Die Wurzeln unseres Lebens und unserer Kraft liegen im Deutschtum. Die Wege unserer Bildung führen zunächst immer in die deutsche Vergangenheit, und diese hat uns zu lehren, daß Latein und Griechisch in Sachen der deutschen Rechtschreibung nicht mitzureden haben. Jene griechischen Fremdgebilde „Philosophie“ und „Theater“ schreiben den Zeitgenossen von Sokrates und Perikles, von Plato und Aristoteles zu, in Wirklichkeit aber Sprachen sie th in ihrem *θέατρον* als t und h, und ph in ihrem *φιλοσοφία* getrennt als p und h, nicht mit der f-Aussprache der römischen Kaiserzeit. O wir Barbaren!

Das Verlangen nach einer neuen Rechtschreibung stammt nicht erst aus dem letzten Winter, auch nicht aus den um die Volksschule bemühten Lehrerkreisen. Schon während des Weltkrieges, als wir uns mehr auf unser Deutschtum und seine äußere und innere Eigenart besannen, trat das Verlangen zutage: es gab Amtsstellen, an denen der Germanist mit Schreden feststellen konnte, wie der gemeine Mann aus Stadt und Land mit der Feder umgeht. In den Postüberwachungsstellen trat den gebildeten Prüfern der zu lesenden Briefe ein Bild unserer Rechtschreibung entgegen, an dem nicht so sehr Unbildung als vielmehr die fürchtbare Schwierigkeit unserer Rechts- und Schlechtschreibung unangenehm auffiel. Ein hervorragender Sprachforscher, Professor Alfred Göhe aus Freiburg, war irgendwo am Oberrhein auf einer Postüberwachungsstelle tätig, und die dort gesammelten Erfahrungen verwertete er in einem lesenswerten Aufsatz in den „Grenzboten“. Die Schwierigkeit unserer Rechtschreibung mit ihren Willkürlichkeiten und Zu-

fälligkeiten hat noch kein geschulter Germanist so lebenswahr veranschaulichen können, und wer diesen beherzigenswerten Aufsatz von 1917 in den „Grenzboten“ (Heft 34) liest, muß mit Professor Göhe einig sein in der Forderung, daß Wandel geschaffen werden müsse, wenn nicht der Riß von Bildung und Unbildung in unserm Volk immer größer werden soll.

Statt klarer Grundsätze offenbart unsere Rechtschreibung Mangel an Folgerichtigkeit, Mangel an gesundem Sprachsinn, Mangel an Einfachheit und Durchsichtigkeit. Mit den überflüssigen Lautzeichen q, x, y steht der gemeine Mann ebenso sehr auf gespanntem Fuß wie mit der Verwendung von v und f.

Unsere Schreibungen stellen keine berechtigte Eigentümlichkeit unseres Volkes dar, wir haben sie nicht als ehrwürdig und heilig zu schützen und zu schirmen. Nicht der deutsche Geist hat sie geschaffen, sondern vielfach ein fragwürdiger Schulverstand von Sprachlehrern, die mit vorgefaßten Meinungen unzulänglich urteilten und willkürliche Vorschriften aufstellten. Die Willkürlichkeiten von vielleicht vier Jahrhunderten zu verewigen, wäre keine Ehrfurcht vor der deutschen Vergangenheit, sondern eine Verkennung der berechtigten Forderungen der Gegenwart. Kann das zwanzigste Jahrhundert leisten, was das neunzehnte nicht hat leisten können, und gelingt bald eine grundsätzliche Umgestaltung und Neugestaltung, so geht in Erfüllung, was die amtlichen Bestrebungen seit 1870 nicht zu erreichen vermochten.

Man kann darüber streiten, ob die Zeitlage günstig ist. Auf der einen Seite wird behauptet, daß der Zeitgeist von heute für die deutsche Schule über-
all neue Lehrbücher und Lesebücher verlangt und daß somit auch die Einführung einer neuen Rechtschreibung nach dieser Seite ohne besondere Geldopfer gelingt. Auf der andern Seite wird behauptet, daß uns jetzt ernstere Sorgen am Herzen liegen müssen als die Kleinlichkeiten unserer Schrift. Demgegenüber wäre zu erwidern: also aufgehoben und bis wann aufgehoben? Ernste Arbeit, die schon lange auf sich warten läßt, wird nie zu früh in Angriff genommen, und man muß es den Behörden Dank wissen, daß sie einen Ausschuß mit der Prüfung der Vorfragen betraut haben. Hätten wir schon früher ein deutsches Sprachamt für das Reich

besseren, dann wäre leicht Klarheit geschaffen und das Dreinreden Unberufener und die Unverantwortlichkeit Berufener wären nicht so arg auf uns eingestürmt wie in den letzten Monaten. So ist es auf das äußerste beklagenswert, daß die ersten Vorverhandlungen, die Ende Januar in dem weiteren Ausschuß stattfanden, zu Ende gingen, ehe der in Aussicht genommene wissenschaftliche Ausschuß eine erste Prüfung von Vorschlägen fachgemäß beriet. Wir wissen jetzt eigentlich nur, daß ein solcher wissenschaftlicher Ausschuß die nötigen Vorschläge durchberaten und zu einer späteren Beschlußfassung festlegen sollte, und dann wurde mit einem Male bekannt, daß eine Minderheit mit dem Vorschlag der Vertagung der ganzen Angelegenheit bei den maßgebenden Behörden obgesiegt hätte. So haben die Behörden die weitesten Kreise zunächst beunruhigt; jetzt wollen sie es aber nicht gewesen sein! Warum? Bestehen erst Beschlüsse über etwaige Vorschläge für eine Neugestaltung der Rechtschreibung, für die sich namhafte Kenner und Fachleute verantwortlich einsetzen, dann muß noch ein Spielraum gewährt werden zur Stellungnahme der Öffentlichkeit. Erst wenn wir wissen, worum es sich handelt, können wir Stellung nehmen. Bisher waren wir nur überzeugt, daß die Behörden in den berufenen größeren Ausschuß Deutschlehrer und Sprachforscher vereinigt hatten zur Vorbereitung.

Aber trennt uns nicht eine neue Rechtschreibung gewaltsam von der Vergangenheit, wenn nun unsere Klassiker ein neues Schriftbild erhalten müssen? Wäre das nicht störend für das alte Geschlecht? Wäre das nicht ein Verrat am neuen Geschlecht, das ein Unrecht darauf hat, Schiller und Goethe zu genießen, wie es unsere Väter taten? Schon jetzt spiegeln unsere Klassiker-Ausgaben keineswegs die herrschende Rechtschreibung vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder. Man hat sich stillschweigend geeinigt, die althehrwürdige Überlieferung der Urdrucke auch in Ausgaben zu ändern, die philologisch genau sein wollen und den kritischen Forderungen unserer Zeit entsprechen sollen. So treffen wir z. B. in der weimarer Goethe-Ausgabe keineswegs die Schreibungen der Urdrucke, und man kann getrost versichern, daß der gebildete, auch der philologisch gebildete Leser von heute im allgemeinen nicht weiß, wie Goethe in der Schreibung seiner Urdrucke in Wirklichkeit aussieht. Wenn aber solche Modernisierungen kein Verbrechen an Goethe gewesen sind, so schreckt uns eine weitergehende Umgestaltung der Klassiker in eine neue Rechtschreibung keineswegs. Ja, wir dürfen uns dann vielleicht der Hoffnung freuen, daß es bald wissenschaftliche Klassiker-Ausgaben gibt, in denen Goethes Schreib- und Druckgewohnheit nicht gefälscht wird. Denn die Wissenschaft wird nach wie vor das Recht behalten, sich ihre eigenen Ausgaben zu schaffen. Warum soll aber der moderne Leser seinen Goethe nicht lesen in einer neuzeitlichen Rechtschreibung, die ihn dann viel weniger abtötet als Goethes Schreibungen zwey, zweyerley, drey, Freytag, Feyertag, Abten, Reiteren, May, Juny, July — Thal, That, Theil, Theer?

Am dringlichsten verlangt jetzt die Rechtschreibung der Fremdwörter durchgreifende Grundsätze. Wir leiden mehr als andere Völker unter einem Historismus, der seiner Bildung in den Kleinlichkeiten der Rechtschreibung Luft macht. Während die Italiener von jeher filosofo schreiben, bringt der Deutsche eine solche Barbarei bisher nicht übers Herz; wir müssen päpstlicher als der Papst selber sein. Die Neuzeit schreibt für die Wortfamilie von Christus (Christ, Christkind) *ch* vor; aber der gelehrte Mönch Diefried von Weisenburg um 860 und der große Sänger Walther von der Vogelweide um 1200 kannten nur *sch*liches Krist. Dies ist die eigentliche deutsche Schreibung, und die Schreibung Christ („Christ ist erstanden“) verdanken wir nicht dem deutschen Christentum, sondern dem fremden Humanismus. Und da sollte es ein Unrecht sein, wenn wir zum mittelalterlichen Krist zurückkehren?

Wenn der Bildungsbübel und die gelehrte Pedanterie neuerer Geschlechter an den lateinischen und französischen Fremdwörtern in der Schreibung nicht rütteln mögen, so wird die Durchführung der Einheitschule an der Forderung nicht vorbeikommen, daß die Fremdwörter unserer herrschenden Rechtschreibung untergeordnet sind. Man muß sich an Professor Göthe „Grenzboten“-Aufsatz selber überführen, daß die Fremdwörter dem gemeinen Mann schriftlich die größten Unbequemlichkeiten schaffen, und man wird sich überzeugen, daß sie in Zukunft nach Möglichkeit der deutschen Schreibung anzupassen sind. Aber wer sich noch weiter in diese Frage vertieft, wird mit Professor Göthe in dem Satze einig sein: „Zunächst soll man den Fremdwörtern, die die Schuld am ärgsten Schaden tragen, allen redlichen Abbruch tun und zwar durch gutes Beispiel von oben.“ Dann vermeiden wir auch „die Entfernung weitester Kreise unseres sonst so gut geschulten und hochbegabten Volkes von jeder Art literarischen Lebens“.

Jede Schriftsprache verlangt eine einheitliche Orthographie, aber indem sie in erster Linie auf dem Papier und in zweiter Linie in lebendiger Aussprache gilt, ergeben sich Schwierigkeiten, die um so größer sind, einen je größeren Raum die Schriftsprache umspannen will. Die landschaftlichen Lebensbedingungen und Grundlagen der Schriftsprache wurzeln in Volkssprache und Mundart, deren Abweichungen für Deutschland nicht groß genug gedacht werden können. Die Schriftsprache muß einen Ausgleich zwischen den vielgestaltigen Forderungen unserer Landschaften durchführen, aber immer muß sie den Forderungen einer Landschaft gerecht werden auf Kosten anderer. Dann muß sie zugleich auch ein Ausgleich der Gegenwart mit der Vergangenheit sein. Wir sprechen Stein in Wirklichkeit Shtain in großen Teilen Deutschlands, an die sich die Schriftsprache anschließt. Aber es gibt auch Landschaften, die wirklich Shtain sprechen, und große Teile Norddeutschlands sprechen S-tain mit wirklichem *s* und *t*. Aber wir brauchen eine einheitliche Rechtschreibung, und da liefert uns unsere mittelalterliche Vergangenheit durch die fortlaufende

Überlieferung von Jahrhunderten die Schreibung Stein. Dieses Stein genügt uns aber auch völlig als Andeutung, die im Norden und Süden gleichmäßig anerkannt sein will. Eine Rechtschreibung Shtain wollen wir von der Zukunft nicht erhoffen, da müßten Hannover, Holstein und die Hansestädte streiten; sonst hätten wir den Riß, den wir doch unter allen Umständen vermeiden müssen. Auch wäre eine Schreibung Shtain uns allen doch wohl zu kraus und abstoßend, und so muß jede Reform Vergangenheit und Gegenwart, sowie Norden und Süden in Einklang bringen, so gut es eben geht. Unterscheidungszeichen wie š oder ș für sch müssen vermieden werden, weil sie der Schrift einen gelehrten Stempel geben. Die Schrift kann immer nur eine Andeutung der Aussprache sein, und der Spielraum der Aussprache ist zu bedeutend. Unser i hat in kauen und kaum eine andere Aussprache als in kenneu oder kind; noch größer sind die Möglichkeiten der Aussprache von g in allen Stellungen. So kann einerseits keine lebendige Einheitsaussprache herrschen, weil wir eben in Deutschland zu viel Aussprachsmöglichkeiten besitzen; andererseits ist die historische Schreibung ein Unrecht gegen die Sprache der Gegenwart. Deshalb sind auch bereits die vielen th (thun, That, Thüre) seit Jahrzehnten durch schlichtes t ersetzt, und diese Neuerung hat man dann auch rücksichtslos in unsere heutigen Klassiker-Ausgaben gebracht, ohne sich damit eines Verbrechens gegen Schiller und Goethe schuldig zu machen.

Das einheimische Wortgut verlangt gebieterisch nach Prüfung, weil die Sprachmeister der früheren Jahrhunderte willkürliche Unterschiede geschaffen haben, die der neueren Sprachlehre wertlos und überflüssig erscheinen. Die älteren Meister, besonders des siebzehnten Jahrhunderts, haben Unterschiede wie das und daß, den und denn, war und wahr geschaffen, obwohl die Aussprache den Unterschied nicht anerkennt. Man darf dabei nicht an das einzelne Wort das und den denken, denn jedes Wort hat zwar auch seine Aussprache in der Isolierung, aber die wirkliche Aussprache lebt im Satzganzen, und diese Aussprache innerhalb des Satzes darf bei der Regelung der Rechtschreibung nicht ohne weiteres untergeordnet werden unter die zweite Möglichkeit, wenn wir er, der, wer schulmäßig isolieren. In der Isolierung haben sie langen Vokal, aber im allgemeinen verlangt das Satzganze kurze Aussprache. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß Länge und Kürze der Selbstlauter nicht ohne weiteres für das Schriftbild maßgebend sein müssen. Die ältere Sprachlehre legte zu großen Wert darauf, für die Schule künstliche Unterscheidungen zu machen, als ob Verwechslungen von Worten auf dem Papier zu Verwechslungen von Begriffen führen könnten, daher die Unterscheidung von Seite und Saite, rein, Rain und Rhein.

So verdanken wir der Schulgrammatik auch das Fortleben der überflüssigen und störenden q, x und y. Und der Buchstabe c hat an und für sich keine

Daseinsberechtigung, wenn wir ihn nicht für richtiges ch und auch wohl für d heibehalten müssen. Und warum sollen wir v neben f schonen? Hat für uns voll neben füllen oder viel neben fiel irgendwelche Begründung in der Aussprache? Da handelt es sich nicht um altehrwürdige Reste aus unserer Vergangenheit, sondern wirklich nur um ungeschichtliche Willkürlichkeiten oder um schulmeisterliche Mißgriffe älterer Sprachforscher, die ohne Schaden, aber auch ohne Barmherzigkeit von der Bildfläche verschwinden können. Was hat z. B. der Unterschied von wir und ihr mit richtiger Schreibung zu tun? Was hat es vollends für einen berechtigten Grund, ihr seid am Ende mit einem d zu schreiben, während alle übrigen zweiten Personen der Mehrzahl auf t enden: ihr geht, ihr steht, ihr tut, ihr ruht?

Die Frage der Rechtschreibung wird sobald nicht zur Ruhe kommen, nachdem sie wieder einmal aufgeworfen ist. Bisher durften wir erfreulicherweise die Beruhigung haben, daß der Ausschuß, den die Behörden berufen haben, nach guten Erwägungen zusammengesezt ist. Jetzt dürfen wir aber auch erwarten, daß er nicht gleich wieder zu bestehen aufgehört hat, ehe die wirkliche Arbeit beginnt. Die Verantwortung, die er trägt, erweckt Hoffnungen, daß ernste Prüfung der ganzen Frage zu praktischen Ergebnissen führen muß, bei denen der Kompromiß mit unserer literarischen Vergangenheit und die Forderungen einer einheitlichen Schriftsprache für ganz Deutschland in Einklang kommen. Aber schon jetzt darf man getrost des Glaubens leben, daß es sich nicht um einen Umsturz handelt, bei dem Phonetiker unser Volk mit ihrer wissenschaftlichen Lautschrift beglücken möchten. Ich meinerseits bin fest überzeugt, daß die zu erwartende Prüfung des gegenwärtigen Befundes zu praktischen Reformvorschlägen führt, die über kurz oder lang doch kommen müssen.

Aus deutschen Verlagshäusern

II

Philipp Reclam jun.

Von Willrath Dreesen (Leipzig)

Als im Herbst 1867 durch Gesetzeskraft die Vorrechte der alten deutschen Klassiker-Verleger für erloschen erklärt wurden, faßte der leipziger Verleger Anton Philipp Reclam im Verein mit seinem Sohne Hans Heinrich Reclam den Plan, die besten Werke der großen deutschen Dichter jedem Volksgenossen, auch den unbemittelten, zugänglich zu machen. Der beispiellose Erfolg einer billigen Ausgabe des ganzen Shakespeares zu anderthalb Talern und von Ausgaben einzelner Dramen des großen Briten zu zwei Groschen hatte sie mutig gemacht und sie in ihrem brennenden Wunsche, das bis dahin wohlbehütete Heiligthum der Weltliteratur in eine jedem Hungernden offenstehende Brotkammer

zu verwandeln, mächtig bestärkt. Der Mut ist belohnt worden, der Wunsch erfüllt: Das Haus Reclam ist durch die Universal-Bibliothek und die billigen, aber sorgfältig vorbereiteten Klassiker-Ausgaben eines der größten und angesehensten Unternehmen des deutschen Buchhandels geworden, und die Zahl derer, denen Reclam den Zugang zu den wichtigsten Bildungsmitteln leicht gemacht hat, ist Legion.

Die äußere Entwicklung des Verlages ergibt sich für die Leser des VC in der Hauptsache deutlich aus dem vollständigen Verzeichnis der Universalbibliothek von Nr. 1 bis 6100; und von der materiellen Größe des Unternehmens bekommt niemand einen rechten Begriff, der nicht die Kontore, die Setzer- und Drudersäle, die Stereotypie, die Buchbinderei und vor allem das gewaltige Lager in der Inselstraße zu Leipzig selbst gesehen hat. — Im Jahre 1897 kaufte Reclam die illustrierte Wochenschrift „Univertum“, die sich die Achtung und Liebe eines immer noch größer werdenden Abonnentenkreises errungen hat und in Zukunft noch mehr als bisher das Sprachrohr möglichst aller bedeutenden Männer der deutschen Kunst und Dichtung, Wissenschaft und Technik werden soll.

Dem Wunsche, über die buchhändlerischen und ideellen Tendenzen des Verlages zu berichten, kommen wir um so lieber nach, als gerade jetzt jede Einrichtung, die von Einfluß auf die fernere kulturelle Entwicklung unseres Volkes sein könnte, auf ihre Daseinsberechtigung streng geprüft werden muß, jeder Verleger sich selber und der Gesamtheit Rechenschaft ablegen sollte über die kulturpolitische Bedeutung seines Unternehmens. Und da sei von vornherein gesagt, daß der Verlag Reclam trotz gewissenhaftester Einker keine Veranlassung gefunden hat, die Tendenzen, die einstmals zur Gründung der Universal-Bibliothek führten und die — trotz mancher gern eingestandener Mißgriffe — im großen und ganzen fünfzig Jahre lang stetig weiter verfolgt worden sind, für die Zukunft aufzugeben. Ja, was 1867 lobenswert, erfreulich, nützlich war, das ist heute und in Zukunft bitter notwendig. Die Einsicht und die Gesinnung, die die Reclams ihre Sammlung ins Leben rufen ließ und die den am 30. März im fast vollendeten achtzigsten Lebensjahre gestorbenen Hans Heinrich Reclam zu einem der um die Volksbildung am meisten verdienten Deutschen hat werden lassen, — sie allein erscheint uns geeignet, unser unglückliches Vaterland doch noch einmal zu dem Lande der wenigstens innerlich freien Menschen zu machen. Die Männer, die im Herbst 1867 die ersten Nummern Universal-Bibliothek auf den Markt brachten, wußten, daß es keine wichtigere Angelegenheit für ein Volk gibt, als die Pflege der besten Kräfte der eigenen Volksseele, und daß eins der wichtigsten Mittel zur Weckung und Erhaltung dieser Kräfte, vielleicht — neben der sich auswirkenden Kraft der lebendigen, erzogenen Persönlichkeit — das allerwichtigste, das Buch ist, das Buch als Werk von Dichtern und Denkern, die in sich die in ihrer Zeit wirksamen, lebensfördernden Kräfte am

reinsten erlebten und nicht anders konnten, als ihre inneren Erlebnisse durch das Mittel der Sprache zu gestalten. Daß solche Kraftträger nur von den Wohlhabenden sollten erworben werden können, erschien den Reclams unerträglich. Denn jeder Empfängliche hatte ein Recht auf Teilnahme an den vornehmsten Geisteskräften der Nation. Und Empfängliche waren doch wohl nicht nur unter den Wohlhabenden zu finden, sondern gewiß nicht weniger unter den zum Sparen Genötigten und der karg gehaltenen Jugend. Und wer die innere Bereitschaft der Tausende in einer Zeit, da das Volk dem Segen der wichtigsten Kraftquellen — der Religion, der befriedigenden Arbeit, der Natur, der Familie — noch nicht so entfremdet war wie heute, erfüllte und sich der Dauer und Stärke seines Arbeitswillens bewußt war, der konnte auf Erfolg rechnen, wenn er den Zutritt zu den tausend Quellen deutscher Bildung um den Preis weniger Pfennige ermöglichte. Und Reclam hat in fünf Jahrzehnten einen beispiellosen Erfolg erlebt¹⁾. Die Universal-Bibliothek ist ein aus unserem freien Volkswesen kaum noch wegzudenkender Faktor geworden, „eine große unentbehrliche öffentliche Einrichtung, wie das Telephon, wie die Eisenbahn, wie die Post, wie die Elektrische“ (Norbert Falk).

Aber nicht nur der Verbreitung der großen Dichter und Denker der Vergangenheit, wie es ursprünglich vor allem in der Absicht der Begründer gelegen hatte, ist diese Einrichtung dienstbar gewesen, auch vielen lebenden Autoren, soweit sie nicht durch Verträge ein für allemal an bestimmte Verleger gebunden waren, ist die außerordentliche werbende Kraft der Universal-Bibliothek zugute gekommen. Was kann ein lebender Autor sich Besseres wünschen, als daß eine Schrift, in der er von seinem Besten gegeben zu haben glaubt, in Hunderttausenden von Exemplaren unter dem für das Echste empfänglichen Volk, vor allem der Jugend, verbreitet wird! Die fünf Bände mit den Namen Hense, Raabe, Jensen, Rosegger, Otto Ernst haben zusammen die Absatzziffer 1 250 000 erreicht. Viele Autoren und einsichtige Verleger haben auch die Tatsache, daß Reclam für ihre teureren oder reichhaltigeren Ausgaben wertvolle Schrittmacherdienste geleistet hat, gern anerkannt. Und da dem Verlage die Möglichkeit gegeben ist, durch erste Veröffentlichung der für die Universal-Bibliothek bestimmten Arbeiten bedeutender Autoren im „Univertum“ diesen auch ein verhältnismäßig hohes Grundhonorar zukommen zu lassen, da auch an Stelle der bisher beliebten einmaligen Abfindung das, wenn auch bescheidene, so doch durchaus angemessene Anteilhonorar treten soll, so wird die Universal-Bibliothek ohne Zweifel sehr bald auch vom zeitgenössischen Schrifttum, soweit es von Bedeutung ist und weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollte, ein gutes Bild geben.

In Besprechungen einer der neuesten Veröffent-

¹⁾ Absatzahlen s. in „Fünfzig Jahre Universalbibliothek“ von Professor Dr. Georg Witkowski, Sonderabdruck aus Reclams Univertum.

lichungen des Verlages, eines Führers durch die Universal-Bibliothek, ist darauf hingewiesen worden, daß nicht alles, was bei Reclam erschienen ist, zur Weltliteratur gehört, und manches, was zur Weltliteratur gehört, nicht in der Universal-Bibliothek zu finden ist. Es mag unumwunden zugegeben werden, daß Lücken vorhanden sind, die möglichst bald ausgefüllt werden müssen. Es sei auch zugestanden, daß vieles in die Universal-Bibliothek Aufnahme gefunden hat, was strengem Maßstabe nicht standhält; und es ist längst als unumgänglich notwendig erkannt, Musterrung zu halten und minder Wertvolles durch Besseres zu ersetzen. Andererseits aber darf nicht vergessen werden, daß der Verlag als Privatunternehmen keine Bildungseinrichtung wie Schule, Theater, Universität mit staatlichem oder kommunalem Zuschußkonto ist. Und es wäre ihm nicht möglich gewesen, jahraus — jahrein Tausenden von Studenten und anderen jungen Leuten ihre wichtigsten Bildungsmittel zum Teil zu schenken, wenn er nicht dem Verlangen anderer Kreise nach anständiger Unterhaltung, nach harmlosen Humoresken, erheiternden Liebhaberstücken Rechnung getragen hätte. Diese Sachen können in einer solchen Sammlung nicht fehlen, solange der Verleger verdienen muß und doch den niedrigen Preis festhalten will. Es ist alles Mögliche getan, wenn er den tausendfachen Versuchen, seine großen Herstellungsmittel und die einzigartige Vertriebsorganisation zur Fabrikation und Verbreitung des Verlogenen, den niederen Instinkten weitester Kreise aller Zivilisationsstufen Schmeißelnden zu benutzen und nach sattsam bekannten Mustern kapitalistisch auszubeuten, konsequent widerstanden hat. Und das hat Reclam getan! Und dem gegenüber will es wenig besagen, daß Spreu unter dem Weizen ist. Wenn nur das Gift fehlt! Das Wesentliche ist doch, daß es allen Volksgenossen möglich gemacht ist, an die wichtigsten Grundlagen unserer Bildung heranzukommen. Worin auch immer unsere neudeutschen Kulturpolitiker das Heil erblicken werden, ob in der Antike und dem Humanismus, ob in der Erweckung einer neuen Religiosität im Anschluß an Christentum und Mittelalter, ob in der Pflege nordisch-germanischer Geistesart, ob aus dem Osten oder dem Westen, dem Süden oder dem Norden wesentliche Erkenntnisse und Impulse erwartet werden, — die Universal-Bibliothek dürfte auf keinem Gebiete als Schatzkammer völlig versagen.

Oder doch! Augenblicklich versagt sie leider nur allzu häufig, denn das Lager weist bedauerliche Lücken auf. Die alte Regierung hat eben keine Möglichkeit gefunden, während des Krieges der Universal-Bibliothek so viel Papier zuweisen zu lassen, daß die allerwichtigsten Bücher in genügend großer Auflage gedruckt werden konnten, während es anderen Leuten möglich war, nicht nur Schundromane in Auflagen von phantastischer Höhe weiterzudrucken, sondern sogar neue Unternehmungen ins Leben zu rufen, für die ein Bedürfnis bei einem wertvollen Teile des deutschen Volkes schwer nachzuweisen sein dürfte. Deshalb müssen Hunderttausende von Schülern, Studenten, Lehrern

und anderen nach dem geistigen Brot Hungern den augenblicklich auf bessere Zeiten vertröstet werden. Werden aber bessere Zeiten kommen für die Verlagsbuchhandlungen von kulturpolitischer Bedeutung? Was helfen die idealsten buchhändlerischen Tendenzen, wenn kein Papier zur Verfügung steht, sie zu verwirklichen! Was bedeutet das beste Verlagsprogramm, wenn die Arbeit, die überhaupt noch geleistet wird, nicht restlos den wirklichen Lebensinteressen des deutschen Volkes zugute kommt, sondern zum Teil vergeudet wird in der Fabrikation seelenverflachenden und -zerstörenden Schundes! Unsere Kulturpolitiker werden alles aufbieten, um dem Großstadtbürger und -arbeitervolk den Weg aus seiner inneren Not, seiner seelischen Verödung und Verarmung zu zeigen. Schule und Kirche, Universität und Volkshochschule, staatliche, kommunale und private Unternehmungen mannigfaltigster Art werden darauf hinarbeiten, den dem Volk verloren gegangenen Anschluß an eine Welt des Geistigen und des Innerlichen wiederzugewinnen. Was hilft das alles, wenn die Gesellschaft keine Mittel findet, alles das, was diese für das Leben der deutschen Seele wichtigsten Anstrengungen durchkreuzt, unwirksam zu machen! Ist es denn nicht ein Unsinn, wenn die Gesellschaft die Schund- und Unterhaltungsliteraturfabriken ihr seelenzerstörendes Wesen uneingeschränkt weitertreiben läßt? Müßte nicht eine wesentlich sozialistische, auf die breiten Massen des Volkes sich stützende, das Beste dieser Massen leidenschaftlich wollende Regierung den Respekt vor solchermaßen arbeitendem Kapital in allererster Linie gründlich vergessen und es ihm unmöglich machen, die Bemühungen um wirkliche Volksbildung nahezu aufzuheben? Wenn auch Schauerkinos und Unterhaltungsromane deshalb so eifrig aufgenommen werden, weil in einem bei seelenloser Arbeit seelisch flach und genußgierig gewordenen Volk das Bedürfnis darnach vorhanden ist, so erzeugen und steigern doch andererseits die großkapitalistischen Produzenten das Bedürfnis nach dem Kitsch in ungeheurem Maße²⁾.

Es ist wahrlich nicht niedere Mißgunst, wenn gegen solche Schrankenlosigkeit die Verleger der dem wahren Bildungsbedürfnis dienenden billigen Bücher sich empören. Für keine noch so gewaltigen materiellen Erfolge möchten sie auch nur einen Teil der Verantwortung für die Versündigung an der Volksseele tragen; aber es wäre unverantwortlich, nicht jede Gelegenheit zu benutzen, darauf hinzuweisen, daß es ein unhaltbarer Zustand ist, wenn nicht einmal dem wirklich noch vorhandenen Bedürfnis nach den billigen Ausgaben unserer Dichter und Denker genügt werden kann. — Das dürfte doch wohl gesagt werden. Wenn über die buchhändlerischen und ideellen Tendenzen eines Verlages wie Reclam berichtet werden sollte, so mußte auch von den Hindernissen die Rede sein, die ihrer Verwirklichung im Wege stehen. Der Verlag hat ganz gewaltige Opfer gebracht, indem er unter denkbar ungünstigsten Verhältnissen und trotz der Steigerung

²⁾ Vgl. Walter Hofmann „Buch und Volk“. Leipzig 1916, Th. Thomas Verlag.

aller Löhne und Rohstoffpreise den Betrieb überhaupt aufrecht erhält, im Gefühl, der Gesamtheit verpflichtet zu sein. Und er wird den Betrieb aufrecht erhalten, um an seinem Teil mitzuhelfen an der Herbeiführung des bald von Hunderttausenden und Millionen vielleicht wie nie zuvor ersehnten Zustandes, den man deutsche Bildung nennt. Damit das aber möglich ist, muß der Arbeiter, um dessen Seele es sich nicht in letzter Linie handelt, in der Erkenntnis der Notwendigkeit straffer Arbeitsdisziplin zum Wohle der Gesamtheit mehr Kohlen schaffen, und muß die Gesellschaft den Mut und die Möglichkeit finden, diese Kohlen nur da in Bücher umwandeln zu lassen, wo den dringendsten Lebensinteressen des Volkes, seinem wirklichen Bildungsbedürfnis, Rechnung getragen wird.

Die Bibliotheken Wiens

Von Robert F. Arnold (Wien)

Bis zum Umsturz haben die wiener Büchersammlungen — ihre Zahl und ihr Gesamtbestand ist entsprechend den vielen hier entspringenden und einmündenden Traditionen selbst für die vorrevolutionäre Reichshaupt- und Residenzstadt sehr groß — ein verhältnismäßig beschauliches Dasein geführt und sind bei solchem Quietismus in baulicher, technischer und administrativer Hinsicht immer mehr ins Hintertreffen geraten, nicht nur im Vergleich mit den eigentlichen Bibliotheksländern England und Nordamerika, sondern auch mit dem „Reich“, das gerade in den letzten Friedensjahren, ganz abgesehen von dem großartigen Aufschwung des dortigen Volksbüchereiwesens, ältere Institute wie z. B. die Münchner Universitätsbibliothek zu Musteranstalten umgeschaffen und das Riesenunternehmen der Deutschen Bücherei in Leipzig sogar während des Krieges zu Ende geführt hat. Hierzulande waren alle öffentlichen Bibliotheken von jeher unterernährt, und wenn Hof und Staat ihnen geringes Interesse entgegenbrachten, so war dies nicht Ursache, sondern umgekehrt Folge eines völligen Mangels an solchem Interesse bei der erdrückenden Mehrheit der Bevölkerung zumal Wiens, deren Abneigung gegen Bücher schließlich durch einen vollstümlichen Abgeordneten drastischen und geflügelten Ausdruck erhalten hat. Jetzt freilich, da das zum Kleinstaat einschrumpfende, vom Mutterland gewaltsam ferngehaltene Österreich gleichsam ein Inventar der ihm verbliebenen Werte aufnehmen muß, da die ganz widerrechtliche Entführung einzelner Prachtküde unseres Handschriftenreiches weiten Kreisen dessen Existenz überhaupt erst zum Bewußtsein gebracht hat, jetzt, da die befreite Kritik ein weites Feld von Mißbräuchen und Versäumnissen durchschneiden kann, gerade jetzt, da die Bibliotheken mit ihrem kleinen und dem Ausland gegenüber fast belanglosen Budget nur das wenigste kaufen und dies wenige kaum einbinden lassen können, jetzt ist die Reformluft groß, und glücklicherweise sind einzelne der angestrebten Reformen, freilich nur eben einzelne und nicht die wichtigsten, verhältnismäßig billig zu verwirklichen und zum Teil auch verwirklicht. Am guten Willen der Regierung, an deren Spitze ein „gelernter“ Bibliothekar steht, fehlt es nicht, und in

welcher Richtung dieser Wille sich betätigen könnte, haben interessante Aufsätze jüngerer Berufsgenossen, u. a. Hans Antwicz-Kleehevons (Österr. Rundschau, Jahrg. 1919) und Robert Teichls (Der Morgen, 3. Febr. 1920), gezeit.

Da der Gegenstand nun einmal zur Diskussion steht und schon dadurch in ihr festgehalten wird, daß noch viele Rechtsverhältnisse zu klären, Wirkungsgebiete zusammenzulegen, zu trennen, scharf zu begrenzen, daß Raumfragen mancher Art zu lösen sind, darf wohl einer, dem achtzehnjähriger Dienst die nötige Fach- und Sachkenntnis erworben hat, versuchen, die wiener Büchereien, doch nur insofern und inwiefern sie für den Freund und Erforscher deutscher Literatur in Betracht kommen, auswärtigen und auch heimischen Lesern zu charakterisieren; um so eher, als es Wien an einem modernen Bibliotheksführer¹⁾ gebricht wie ihn Berlin (Schwenke und Horstschansky 1908), Dresden (Jaak 1915), Hamburg (Torn 1919), Leipzig (Zarnke 1909), Stuttgart (Lange 1912), Zürich (Wys 1911) besitzen. Jede der in Betracht kommenden wiener Büchereien hat ihre eigene Geschichte, ihr eigenes Gepräge, ihre eigenen Vorzüge und Mängel, ihre Spezialitäten — jede ist eine Umgestaltung für sich und in ihrer Eigenart bisher nur einem Häuflein von Fachleuten und einer nicht sehr viel größeren Schar von Gelehrten und Schriftstellern bekannt — vielleicht nicht einmal mit Ausnahme der Universitätsbibliothek, deren Massenbetrieb ja doch zum allergrößten Teil nur die begehrenden und naheliegenden Wünsche des Durchschnittsstudenten befriedigt.

Wird von den allen Außenstehenden unzugänglichen Bibliotheken des Seminars für deutsche Philologie, des wiener Goethevereins und der größeren Theater abgesehen, so fallen in den oben gezogenen Kreis nur vier Anstalten: Hof- (neuerdings: Staats-), Fideikommiß-, Universitäts- und Stadtbibliothek. Die erstgenannte ist die größte, merkwürdigste, für unsere Absichten wichtigste, ihr Barockpalast wahrscheinlich das schönste, heute gewiß das unpraktischste Bibliotheksgebäude, ihre Inventarisierung (sie besitzt einen einzigen vollständigen Katalog, auf handschriftlichen, dem Publikum unzugänglichen Zetteln) unzulänglich, der Dienst infolge dessen ein steter Kampf mit den verschiedensten Reibungswiderständen. In ihren riesigen Beständen spiegelt sich die Geschichte einer Dynastie, eines weiland Großstaates und ihre eigene, die mit berühmten oder bekannten Namen wie Aneas Sylvius, Celtes, Cuspinianus, Lazius, Lambectus, den beiden van Swieten, Johannes Müller, Grillparzer, Bartsch, Karajan, Friedrich Halm, Miklosich, Mussaffia, den beiden Weilen, Hartel, Zeißberg, Karadacek (noch Lebender zu geschweigen) verknüpft ist. Mit 900 000 Buchbänden, 25 000 Handschriften (wir nennen nur Diefried und die einzige Rudrun), 7000 Wiegendrucke, 300 000 graphischen Kunstblättern, mit Landkarten, Autographen, Musikalien, der Papyrusammlung (Papyrus Rainer) behauptet sie unter ihren Schwestern einen hohen Rang. Der Literaturfreund beherzige ihren Reichtum an humanistischer, neulateinischer, Reformations- und

¹⁾ Implizite steckt ein solcher freilich in dem für weite Kreise weder bestimmten noch geeigneten „Wörterbuch der Bibliotheken der österreichisch-ungarischen Monarchie“ (1900) von Bohalla und Holzmann, das nunmehr völlig historisch geworden ist.

Gegenreformationsliteratur; habsburgische Verwandtschaft und Neigung haben ihre Spuren in besonderer Pflege der barocken Dichtung Spaniens und Italiens hinterlassen, und auffallend gut ist (infolge gewisser Rechtsverhältnisse) auch das deutsche siebzehnte Jahrhundert, auffallend schwach die theresianische und josephinische Zeit, besser der Vormärz, fast lückenlos das Jahr 1848 vertreten. Aus den Sammlungen Tieds ist kostbares altenglisches Gut, aus dem Besitz Castellis eine Anzahl französischer leichter Dramatik der Restaurationszeit und des Bürgerkönigtums hier geborgen, und ich darf verraten, daß Eingeweihte unter den zeitgenössischen Bühnendichtern aus dieser Quelle wohl zu schöpfen verstehen. Eine systematisch-wissenschaftliche Ergänzung der betreffenden Bestände fehlt erst mit Alexander v. Weilen ein, der unter anderem die Porträt- und Textsammlungen des Burgtheaters der Hofbibliothek eingegliedert hat. Ihm ist es überhaupt vornehmlich um Drama und Theater, mir dann neben ihm insbesondere um Fauslliteratur, politische und mundartliche Dichtung und, als mir nach Prof. Brotanek das englische Referat zufiel, um den Roman des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts zu tun gewesen; schließlich sucht ja jeder Referent immer die Lücken auszufüllen, zu denen ihn sein Stedenpferd trägt. Im allgemeinen halte sich der Büchersucher gegenwärtig, daß die Hofbibliothek von 1808 an (wenigstens in der Theorie des Gesetzes) Pflichtexemplare aus der ganzen Monarchie bezog, also auch von allen nichtdeutschen Nationalitäten und daher, abgesehen von den napoleonischen Grenzverschiebungen, bis 1859 auch aus der Lombardei, bis 1866 aus Venetien; 1867 kommt das Gebiet der Stephanstrone und mit ihm die Literatur der Zipsen, der Banater Schwaben und der Siebenbürger Sachsen in Wegfall, mit dem Ende des Weltkrieges dann weite, auch bibliothekarisch nicht zu verschmerzende Gebiete: dem Vernehmen nach aber will man gerade jetzt, schon um eine uralte Tradition festzuhalten, die Literatur der neuesten deutschen Dialekt, also Deutschböhmens, -mährens, -schlesiens, -südtirols ganz besonders eifrig pflegen und durch Vereinbarungen mit den betreffenden Verlagsfirmen und Körperschaften möglichst vollständig hereinbringen. Endlich sei noch einer großen, von mir geordneten Sammlung politischer und behördlicher Flugblätter und einer riesigen, von Regierungsrat Doublier eingerichteten, der Weltkriegsliteratur gedacht; hier wie dort fällt manches für die Literaturforschung ab.

Befremdlich wirkt es, daß das Herrscherhaus neben der allerdings durch das Recht auf Pflichtexemplare von jeher schon einigermaßen staatlich charakterisierten Hofbibliothek sich noch den Luxus einer zweiten, lange Zeit hindurch dem Publikum so gut wie verschlossenen Bücherei, der Familienbibliothek gestattet hat, einer von der Hofbibliothek nur wenige Schritte entfernten, halb musealen, mit eigenem kleinen Budget und Beamtenkörper arbeitenden Gründung (1806, testamentarisch 1835) des gleich seinem Ahnherrn Leopold I. ausgemacht bibliophilen Kaisers Franz I., reich zumal an italienischer und französischer Literatur; ein wiener Schriftsteller hat ein Karissimum, den Roman „Marie“ Ludwig Bonapartes, des Königs von Holland, nach langem Suchen erst hier gefunden und mir ist es mit der (freilich an sich nicht so kuriosen)

„Ligue“ von Vitet, der Ahnfrau von Gobineaus „Renaissance“, ebenso ergangen. Privatdrucke aristokratischer Herkunft suche man hier, ebenso alle Art dynastischer Literatur. Eine großartige Porträtsammlung (etwa 150 000 Blätter) leistet bei Herausgabe illustrierter Werke schon lange her vorzügliche Dienste; an sie schließt sich das (1828 erworbene) gesamte kostbare Bildermaterial zu Lavaters „Physiognomischen Fragmenten“ (20 000 Blätter), von Direktor Rudolf Payer wiederholt für die Goetheforschung ausgewertet. In großer Menge sind Bühnenstücke, zumal solche des Burgtheaterreperitoires vorhanden und als einzige unter unseren vieren besitzt diese Bibliothek einen gedruckten Katalog, allerdings schon recht alten Datums.

Wenn die Hof- oder Staatsbibliothek — wie neuerdings häufig — in Zeitungen erwähnt wird, so wird ihr zumeist das schmückende Beiwort „alt-ehrwürdig“ zuteil; dies müßte ihr eigentlich die Universitätsbibliothek mißgönnen, die, so alt wie unsere hohe Schule selbst (1365), fast sechs Jahrhunderte auf dem Rücken — hätte, wenn sie nicht zur Zeit des Siebenjährigen Krieges (1756) aufgelöst und ihr Bestand der Hofbibliothek überwiesen worden wäre. So muß sie ihre Geschichte erst wieder von vorn anfangen, als sie (1777) aus den Büchereien der in Niederösterreich aufgehobenen Klöster neu zusammengesetzt wird, und seither hat sie sich zu der ersten Studienbibliothek des Groß- und erst recht des Kleinstaates entwickelt, deren Frequenz vor dem Weltkrieg ein Siebenfaches, deren Bücherausgabe ein Fünffaches der entsprechenden Hofbibliothekszahlen ergab. Sie ergänzt die größere Rivalin zumal auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften, auf deren Pflege das Hofinstitut, wenn ich nicht irre, schon 1840 verzichtet hat, und im Laufe von anderthalb Jahrhunderten hat sie viele lehtwillige Schenkungen, besonders von Professoren, in sich aufgenommen, so den namentlich für die Romantik wichtigen Nachlaß Minors; sie ist insbesondere für die Literatur des Humanismus, mit dem die Universität durch ihre eigene Geschichte und durch den bewährten Kenner Prof. Rudolf Wolkman verknüpft ist, ferner für die Zeit der österreichischen Aufklärung, das Junge Deutschland und die Moderne indiziert. Katalogisch, wenn das Wort gewagt werden darf, ist sie der Hofbibliothek weit voraus, eines ihrer Inventare dem Publikum unter gewissen Voraussetzungen allgemein zugänglich und wenn es im inneren Dienst und im Parteienvorkehr steht, bei der schwereren Not der Zeit nicht immer klappen will, so kann sie nicht viel dafür.

Bleibt noch der Benjamin, die im Rathaus untergebracht, erst 1858 gegründete oder eigentlich — denn auch hier ist eine Vorgängerin von der Hofbibliothek verschlungen worden — neugegründete Bibliothek der Stadt; dem Erforscher heimischer, zumal der wiener Literatur schlecht hin unentbehrlich, musterhaft katalogisiert und geleitet, freilich viel bescheideneren Aufgaben und Ansprüchen gegenübergestellt als die beiden großen Anstalten. Sie sammelt als Administrativbibliothek der Großgemeinde natürlich einerseits solche Literatur, die kommunalen Interessen dienen kann, als Finanz- und Sozialwissenschaft, Pädagogik, Hygiene ufm., andererseits aber und von jeher wiener und auf Wien bezügliche Dichtung und hier ist sie der Vollständigkeit ziemlich nahegekommen.

Außerdem sind ihr durch Schenkung die imposante, in ihrer Art vielleicht einzige Faustsammlung (Bücher und Illustratives) des Glasmalers Löw, das gesamte Zeitungsmaterial, auf Grund dessen Konstant v. Wurzbach sein „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich“ bearbeitet hat, die Büchereien der wiener Originale Kyselak, des durch Scheffel verewigten Reisenden, und Handinger, Wirts und Lokalhistorikers dazu, ferner eine Reihe kostbarer handschriftlicher Nachlässe zugefallen: die Namen Anzengruber, Bauernfeld, Eitelberger, Nestron, Nissel, Rank würden schon genügen, um die Höhenmarke festzustellen. Und durch den Besitz alles dessen, was Grillparzer ungedruckt hinterlassen hat, Kathi Fröhlich's unschätzbares Vermächtnis (24. Mai 1878), ist sie zum Ausgangspunkt der von Sauer geleiteten großen kritischen Ausgabe des österreichischen Klassikers geworden und an literarhistorischer Bedeutung in die Nähe des berühmten weimarischen Goethe- und Schillerarchivs gerückt.

Den Großteil der im Besitz der Kommyne befindlichen 30 000 Handschriften machen Briefe aus, 25 000 an Zahl, fast nur von namhaften (und zwar meist literarisch namhaften) Wienern des achtzehnten bis zwanzigsten Jahrhunderts oder an ebensolche geschrieben. Von einem „Beschreibenden Verzeichnis der Briefe“ der Stadtbibliothek liegt der erste Band (Wien 1919, Gerlach & Wiedling) vor, eine gemeinsame Arbeit von Ludw. Böd, Wilhelm Englmann und meinem ehemaligen Hörer und Mitarbeiter Karl Wagner, eingeleitet von Direktor Probst. Der Katalog umfaßt alle vor 1890 geschriebenen Briefe (außer den jener Gesamtausgabe vorbehaltenen Briefen von Grillparzer und an ihn) nach dem Alphabet der Schreiber; die Adressaten erscheinen ohnehin in dem Gesamtnamenregister am Schlusse des Bandes; jedes einzelne Stück wird archivalisch genau, viel viel zu genau beschrieben und der Inhalt auch gleichgültiger Stücke so ausführlich angegeben, daß, wer sich für den oder jenen Brief interessiert, ihn im Original meist überhaupt nicht mehr einzusehen braucht. Das ist nun aber die Aufgabe eines Katalogs nicht, und die Strafe folgt solchem Übereifer auf dem Fuße, denn dieser erste Band mit seinen vierhundert und etlichen Seiten dringt glücklich bis in den Anfang des Buchstaben B vor, so daß, auch wenn jetzt normale Verhältnisse im Bücherdruck bestünden, doch z. B. meine Generation darauf verzichten müßte, ihre Augen jemals am Artikel Jedlik zu weiden, und der ganze Katalog, vollendet, selbst wieder eine kleine Stadtbibliothek von etwa dreißig Bänden vorstellen würde. Hier wäre weniger wieder einmal mehr gewesen; wie dürftig sind z. B. die Angaben, wie leicht aber die Benutzung des in relativ kurzer Zeit von einer Person (Ludw. Stern) bewerkstelligten Katalogs der varnhagenschen Autographensammlung in Berlin (1911). Will die Stadtbibliothek wirklich bei diesem Tempo verharren oder — was ich dringend empfehle — es in den folgenden Bänden durch radikale Änderung des bisherigen Plans beschleunigen? und — das hängt freilich nicht von ihr allein ab — wird es angesichts des allgemeinen Druckhammers überhaupt möglich sein, in absehbarer Zeit das Werk fortzusetzen? Wenn nicht, bliebe dieser ansehnliche erste Band immer-

hin das Denkmal einer ungewöhnlichen Arbeitsleistung und überdies ein wertvoller Beitrag zur heimischen Kultur- und Literaturgeschichte, speziell zur näheren Kenntnis der Dynastien Adamberger und Alt, dann Mazingers, Anzengrubers, Nuerspergs, Bäuerles. Das sind natürlich nur einige herausgegriffene Namen; der fertige Katalog würde ihnen bei jedem neuen Anfangsbuchstaben ebenwertige Gesellen geben.

Zu Herman Bang Von Kurt Münzer (Freiburg)

Serman Bang haßte Dänemark und liebte sein Vaterland. Oder sagt man besser: Herman Bang liebte Dänemark und haßte sein Vaterland? Eine Fragestellung war sein ganzes Leben. Und die Antwort gab erst sein fast namenloser Tod in einem Blitzzuge Amerikas, als die Schatten der ungeheuren Wälder sein Abteil verdunkelten.

Diese Fragestellung seines Daseins trieb ihn, nachdem ihn sein Land verstoßen, heimatlos durch alle großen und viele kleine Städte Europas. Er blieb dabei jung wie mit zwanzig Jahren in Kopenhagen und wurde uralt, wie es sein Geschlecht war, das in ihm die schönste fränke Blüte trieb.

Herman Bang ist Musiker. Seine Bücher sind alle Lieder. Er hat nicht eine Seite in seinem Leben geschrieben, die „erzählt“. Sie sind eine Melodie, die vom ersten bis zum letzten Wort ununterbrochen durchgeht und nach dem letzten ewig weiterklingt. In uns. Mit keinem einzigen seiner Bücher hat er sich den Schmerz von der Seele fortgesungen. Von seinem Schmerzenslied hat er nur hier einen Takt, dort einen Takt laut werden lassen. Aber wir hören nun, mit dieser Kenntnis, die ganze Musik seiner Seele, die vor seiner Geburt bei seiner Mutter begann und über seinen Tod hinaus weiterschwingt.

Herman Bang ist der erste Impressionist in der Literatur. Jonas Lie hat in einem frühen Roman diese neue Kunst angebeutet, dann fallen lassen. Die Technik ist vielleicht erlernbar. Aber nur, wer sie im Blut hat, kann sie so wunderbar frei und makellos handhaben wie Bang. Aus tausend Stricheln setzt er sein Bild zusammen; einzeln genommen sinnlos, verdichten sie sich im Zusammenhang zu einem Eindruck, dessen Lebendigkeit umwirft.

Das Flimmern eines Dialogs, die Bewegung einer Tischgesellschaft, eine Theatervorstellung, das Leben eines Hauses, eines Dorfes hat kein zweiter Dichter je so geben können wie Bang, weil das in einer andern Technik unmöglich ist. Wenn er Leute tanzen läßt, wird einem beim Lesen schwindelig wie beim Zusehen. Und wenn Tine oder Stella weinen, erbeben

unsere Gehörsnerven. Man liest manchen Dichter mit dem Herzen — diesen Vorzug teilte Bang mit vielen. Aber er ist — vielleicht — der einzige, den man mit allen Sinnen liest. So daß es nicht mehr lesen schlechtthin ist, sondern in Wahrheit das, was man — man schämt sich des mißbrauchten Wortes — „erleben“ nennt.

*

Was ein richtiger Mann ist — und diese allzu vollkommenen Geschöpfe wachsen noch hier und da im Deutschen —, kann diesen Dichter nicht lieben. Es geht ihnen einfach gegen die ernste und gediegene Männlichkeit. Denn Bang weiß von nichts weiter als von Liebe. Zwar von einer Liebe, die den Mann-Männern nicht unsympathisch ist. Er sagt, er weiß, er hat es erfahren: alle Liebe, das heißt, alles, alles überhaupt ist nur Trieb...

Aber Herman Bang macht noch aus dem Trieb Gedichte. Schöner, reiner, keuscher kann das Triebhafte nicht bewiesen werden. Seine Menschen sind so schwermütig, so süß melancholisch, so still, wortkarg, wie nur die großen Sinnlichen es sind. Die Menschen, die von ihrem Blute leben, die darin ertrinken können, denn sie stehen bis zum Munde darin, lieben die Dämmerung, Musik, Waldwege; lieben Alleinsein, weil sie nur da ihrer sicher sind. Sie sind sentimental, widerstandslos, ihre Augen feuchten sich leicht, ihre Lippen sind weich, ihre Hände schmal. Herman Bang kennt nur diese Menschen. Er berichtet nur von ihnen. Er berichtet nur von sich. Alle sind sie er. Seiner Seele Stimmung umwittert uns, wenn wir das erste Wort lesen. Man kann sich nicht weicher betten als in seine Kunst.

Ist das also was, ich frage, für richtig-richtige Männer? Solche, die sozusagen noch mit einem Geradehalter schlafen? Nein, Rückgrat gibt es bei Herman Bang nicht! Wie wohltuend! Wir müssen ja immer noch so viel davon haben! Bei Herman Bang kann man sich nachgeben, kann man sich auflösen, endlich, endlich den Nacken senken und von der Verstellung ausruhen. Denn wir, wir verstellen uns, wenn wir so kerzengerade und ehern und kaltäugig und unerschütterlich unsere saubere Straße gehen. Im Grunde sind wir (Besseren!) alle, alle Herman Bangs.

*

Sie haben den Trieb, und sie befriedigen ihn nicht. Aus Lebensschwäche, oder aus Ästhetik, oder weil der Partner auf wen anders eingestellt ist (und das ist immer das traurigste). Ja, sie gehen alle nur an ihrem Trieb zugrunde. Auch wenn sie ihn befriedigen. Denn seine Befriedigung ist doch irgendwie Sünde. Woran? An anderen, an sich selbst, am Geliebten? Sie erfüllen das höchste Gesetz und — zerbrechen daran. So wie jene höchst entwickelten Insekten, die sich begatten und sterben. Der große Zweck ist erfüllt — nun also! Wozu wiederholen? Nur: beim Menschen ist alles viel trauriger als beim Tier, weil er mit

Sprache, Vernunft und Gefühl verseucht ist. Ohne diese drei, Kinder, was gäbe es für ein Götterleben!

*

Er ist der wortkargste Dichter, der schreibt. Weniger Lärm mit der Sprache hat noch keiner gemacht. Und noch keiner hat so viel gesagt wie er. Weil er uns zum Reden bringt, unser Herz. Da sammelt sich im Lauf der Zeit so manches nie Gesprochene an, unbewußt. Herman Bang sagt das Stichwort, und unser Herz, entzaubert, legt los. Er bringt uns zum Sprechen und Singen. Und darum hören wir in seinen Büchern — er hat die einfachste Grammatik, die kleinsten Sätze, die schlichtesten Ausdrücke — so unendlich vieles und Schönes und Rührendes, weil wir uns unseres Herzens bewußt werden.

Also scheint es, daß in unseres Herzens Grund Reines und Großes liegt? Geben wir es schamlos zu: Ja! Aber: auf unseres Herzens tiefstem Grund. Und aus dem heraus beginnt es nicht zu klingen, wenn uns das Leben anfängt, sondern nur, wenn Dichter ihr Netz hinein versenken und die Gloden heben.

Herman Bang spricht niemals etwas aus. Er gibt nur die Stimmung, die Atmosphäre, die Gehärde, niemals die gemeine Tatsache. Die Vorgänge des Herzens hüllt er in die kleinen Begebenheiten des Tages ein.

Eine Frau erblaßt, wenn der Mann einer anderen „damals“ sagt, in einem Dinergespräch. Ist das nicht genug?...

Ein junges Mädchen hängt in dem Zimmer eines Mannes das Bild seiner Kinder auf. Sagt das nicht alles?...

Wer bedarf mehr? Die Banausen, die Leeren, die Abgestandenen.

*

Herman Bang ist der Dichter ohne Phantasie. Alles ist Erlebnis. Und sein Urerlebnis ist die Mutter. Zu dieser Gottheit lebt er in ewigem Aufblick.

Wie sie einmal, in seiner frühen Kindheit, hoch über ihm auf einer Böschung stehend sich mit schwarzen Beeren kränzt — so ist sie ihm in Erinnerung geblieben. Und so, als Kind, zu ihr hinaufsehend, gleichsam auf den Knien vor ihr liegend, bringt er sein ganzes Dasein hin. Die Mutter anbetend, lebt er.

Und diese infantile Bindung an die Mutter ist das Gesetz über seiner Entwicklung, der menschlichen und dichterischen, die — bei ihm — beide nicht zu trennen sind. Alle seine Gestalten, Frauen und Männer, erklären sich daraus. Er hat immer nur drei Menschen in sich und zur Verfügung: die Mutter, die Heilige; den Vater, das Tier; sich, den Beten und Leidenden und Sehrenden und Eiferfüchtigen.

Wieso sind die Psychoanalytiker noch nicht über Herman Bang gekommen? Offener kann ein Komplex nicht liegen. Und Bangs Verhängnis, daß er wehmütig lächelnd vor der Frau nur den Kopf senken konnte und an ihr vorübergehen mußte, beginnt da,

wo er in der Mutter die höchste, die einzige Frau erkennt.

*

Herman Bang fühlt ausschließlich. Selbst bei Hamsun geht das Gedankliche nicht so rein und völlig in Gefühl auf wie bei ihm. Aber sonst gibt es nur noch bei Hamsun Worte, die so wenig „Wort“ sind wie bei Bang, weil sie ganz tief erfühlt und jedes, jedes einzelne nur Ausdruck der Seele sind. Keines ist nur gesagt, geschrieben! Jedes bedeutet etwas. Hier ist wirklich jedes Wort wieder Symbol, Hieroglyphe, die einen ganzen Vorgang darstellt, Verdichtung eines seelischen Prozesses ist. Selbst das „und“!

*

Die künstlerische Harmonie eines bangschen Buches ist wundervoll. Da seine Menschen alle gebrochen sind, ist es auch die Stimme, mit der er spricht. Die Form ist völlig identisch mit dem Gehalt. Fast jedes Buch endet mit einer Frage. Das Leben ist niemals gelöst. Wie Herman Bangs Leben selbst immer eine Frage war: was tun? was sein? was, wo ist Glück? bin ich Junker oder Zigeuner? Er war sein eigener Doppelgänger. Aber in allen Erscheinungen inneren Elends voll. Selbst sein Humor macht weinen.

Manchmal läßt er Frühling sein und Sonne scheinen. Aber das Zwielicht, die Dämmerung, in der die Gesichter unkenntlich schimmern, bleibt immer über seinen Menschen. Und in dieser Atmosphäre bekommen sie etwas Gespenstisch-Schemenhaftes, als wären sie nur die Schatten ihrer selbst, die wiederkehren, um das ungelebte verpfuschte Leben immer wieder von neuem zu leben, die Verdammten. Denn ihrer aller Leben ist verpfuscht. Weil sie schwach waren, tatenlos, widerstandsunfähig. Diese Menschen gehen nicht nur ihren letzten, sie gehen alle Wege allein, sie lieben aneinander vorbei oder haben keinen Mut zur Liebe oder zerbrechen an der Erfüllung. Sehnsucht und Entsaugung, Begierde und Flucht — dazwischen taumeln seine Menschen, taumelt er. Er selbst hatte die Rettung in der Kunst gefunden. Aber seine Geschöpfe — außer Claude Zoret und Joan — müssen sich ohne Trost mit dem Jammer ihrer zerrissenen Existenz abfinden.

*

Nein, sie können sich ja nicht auf unserer Erde zurechtfinden, denn sie stammen nicht von ihr. Sie sind in einem letzten Sinne vaterlandslos, ihre Heimat ist nur in einer Seele, die selbst suchte. Aber sie haben in unseren Herzen ewige Zuflucht.

Nun sind sie auch äußerlich vereint in einer Gesamtaussage Herman Bangs. Vielleicht sind ihm diese starken vier Bände zu vierzig Mark, bei S. Fischer in Berlin, nicht ganz angemessen. Diese Volumina stimmen nicht zu seiner Musik. Kleine feine zarte Bücher sind stimmungsvoller, in diesem Fall. Auch enthalten sie nicht alles (warum fehlt die

bittersüße, klingende „Sommerfreude“?), aber doch das Beste von Bang. Wenn sie aber diesem Dichter neue Seelen gewinnen, sollen sie gepriesen sein.

Entwicklungen

Neue Romane

Von Franz Graeher (München)

Der Franzel. Die Geschichte einer Kindheit. Von Alfons Pehold. Wien und Leipzig 1920, Nestroy-Verlag. 93 S.

Der junge Godebschal. Ein Pubertäts-Roman. Von Hans Fallada. Berlin 1920, Ernst Rowohlt. 341 S. M. 8,50 (12,50).

Peter der Tor und seine Liebe. Erzählt nach seinen Tagebüchern. Von Alfred Janthausen. München 1919, Delphin-Verlag. 276 S.

Irrfahrten des Lebens und der Liebe. Roman. Von Arthur Babilotte. Leipzig 1919, Fr. Wih. Grunow. 497 S.

Freiheit. Roman. Von Hans Wilhelm. Berlin 1919, Verlag der „Täglichen Rundschau“. 238 S.

Potsdamer Platz Ekstatische Visionen. Von Curt Corinth. München 1919, Georg Müller. 90 S. M. 3,—.

Es werden wieder Lebensromane geschrieben; viele; breit angelegte und knapp gebrängte; von naiven und sentimentalischen Erzählern; tatsachengetreue, einfarbige und ekstatisch gesteigerte, lunte. Bald soll des Alltags Fülle hinreißend wirken, bald überhöht, mehr oder minder gewaltsam, ihn Phantastik. Jedenfalls aber reicht die Selbstbesinnung, auch gerade ganz junger Dichter, bereits wieder hin, Wege bis zu Ende zu gehen, und nicht selten betont geradezu Pflichtbewußtsein solche Notwendigkeit. Die Entwicklung des Menschen, des Menschentums wird aufgespürt; aus Chaos soll, endlich wieder, Kosmos werden.

„A bitterl Lieb' und a bitterl Treu' und a bitterl Autobiographie ist immer dabei. Auch Fallschheit? Wer bei Corinth und Fallada hysterische Überschrillungen, bei Pehold und Babilotte Abglitte in sanfte Sentimentalität als gleichsam organisch, von Landschaft oder Generation wegen, bedingt erkennt, wird zugestehen dürfen, daß, angesichts dieser beispieldlosen Blütezeit lügender Literaten, die sechs vorliegenden Werke eigentlich unechte Töne nicht aufweisen, daß in ihnen allen, so unzulänglich sie noch ihre eigene Forderung einlösen, so mangelhaft sie oft ihrem Zweck dienen, ein fanatischer Wille zur Redlichkeit, ein heftiger Drang in unbeschränkende Selbstenttarnung den deutlichst hervorstehenden Wesenszug bildet. Durch Herkunft und Art ihrer Schöpfer denkbar mannigfach unterschieden, zeigen sie gleichwohl erstaunlich nahe Berührungen in der Erfassung zeitkennzeichnender Erscheinungen, ja selbst in deren problemstellender Auswahl; und der starke Gewissensernst, mit dem diese sechs Dichter, unterschiedlos, arbeiten, gebietet ernsthaftes Augenmerk auf den weiteren Weg von ihrer fünfen, indessen der sechste, Arthur Babilotte, mitten aus besonders heißem Ringen um Selbstvollendung und Selbsterlösung, bereits vor einigen Jahren, viel zu früh, abberufen ward.“

Junge, sehnüchtig — und zumeist wachäugig — wachsende Menschen sind die Geschehensträger dieser Bücher: bei Pehold und Fallada Knaben noch, bei

Wilhelm und Corrinth typische Jünglinge, deren Gang dann bei Fankhauser und Babilotte bis auf den Gipfel tätiger Mannheit fortgeleitet wird. Freiheit, die einem der sechs Bekenntniswerke den Namen lieh, gibt allen den Hauptgegenstand der Bewegung: Wilhelm und Wilhelm, in gewissem Sinne auch Fankhauser, meinen schon die Freiheit zu einem Neubau ob den Trümmern des eingerissenen Alten, während Pehold, Corrinth und Fallada hier sich noch mit einer mehr bloß anarchischen Freilegung verschütteten Seelengutes bescheiden. Die beiden Letzten, wohl auch Jüngsten, gehören, ebenfalls in ihrer Sprache, völlig dem essenzgerigen Expressionismus an; die anderen stehen, fast gar nicht der — dort noch ihre Bekämpfer neu versklavenden — Metapher verhaftet, tief in schürfender Impressionistik, die, scherzhaft genug, ihre angeblichen Überwinder mit unerhörten Lockungen leibhaftig psychologischer Provenienz straft. Stadt und Masse, Scholle und Führertum, Aktivismus und Selbstgenuß, Selbstmord und Lebenswille: überall wirken sie bestimmend in die Handlungen. Sechs Dichter suchen sechs, selten sich deckende Lösungen dieser gewichtigsten Zeitfragen; sechs beispielhaft gewichtige Zeitromane liegen vor.

Mfons Peholds schmucklos farge Geschichte rollt den kurzen Daseinsgang eines ottattinger Proletariers ab, und über ihr könnte, als Leitspruch, stehen, was Rose Bernd als Urgrund ihres Verkommens anzugeben weiß: „Ma selbde vielleicht doch ane Mutter gehat han.“ Franzl Stadler, der arme, geprügelte, immer einsame Knabe, hat eine; aber sie ist, einem haltlosen Säuser vermählt, selbst Trinkerin und entbehrt so sehr aller Mütterlichkeit, daß schließlich, gerade sie schuldig wird an der unheilbaren Verwahrlosung des verödeten Jungen. Der wird, Sohn eines Messerstechers, von den Nachbarkindern gemieden; stößt überall, außer bei einem mütterlich mitleidigen Freudenmädchen, auf demütigende Abweisung; wird, als die Mutter einem rohen Schlafburschen alle Hausvatersrechte eingeräumt hat, vergeblich um bundesgenössische Liebe des verflumpften Vaters; lernt, schon als kleiner Bube, dem Schnaps, den er heranholen muß, süßen Trost entsaugen; wird, in gerechter Empörung, dann zum Mörder des vertierten Stiefvaters; und endigt, Verfolgung fürchtend, in einem Tümpel. Mit fürchtbarer, an Hyänen mehr noch denn an Zola gemahnender Grausamkeit ist das Milieu des Lumpenproletariats gemalt; aber mancherlei Zufallsstragik waltet insonderheit am — eher traurigen als bereits tragisch notwendigen — Ausgang dieses entsetzlichen Aufklärung-Films wider den Alkohol, der, minder willkürlich gebildet, statt des Kinderelbstmordes wohl auch Freispruch durch ein kluges Jugendgericht und Rettung in verantwortungsbefehlter Helle bringen könnte. Wer Peholds vortreffliche Darstellung der „Drei Tage“ aus einem Proletenleben kennt, erschäudert vor der ungepflegten, saloppen Diktion dieses neueren Buches, das von — selbst dem Autodidakten — unverzeihlichen Fehlern stroht, bis in die Zeichensetzung hinein die grobe Fahrlässigkeit der technischen Arbeit verrät und lediglich noch in einzelnen Bemerkungen der Kinderseele die Spur des unverkennbar kräftigen Dichters weist. Als welcher Raß lernen, Volksstückbilligkeit verlernen muß.

Spielt im Dasein des Arbeiterkinds Franz Stadler der gemeine Hunger eine so unbarmherzig tragende Rolle, daß für die feimende Erotik buchstäblich kein Raum bleibt, so liefern die Zuckungen der Pubertät, mit zäher Ausschließlichkeit überwacht, alle Geschehnisantriebe für die Geschichte des Staatsratssohnes Kai Goedeschal. Der ist, ein entfernter Vetter des Hanno Buddenbrook, zwillinghaft Friedrich Huchs und Martin Beradts dumpfen Knaben beigejellt, und den umfangreichen Roman füllen die Irrwege seiner verzweifelten Lebenssuche, die Lebensjucht werden muß und, nach hier vereiteltem Selbstmord, in neuen Kreislauf um die schale Realität getrieben wird. Drang in Freiheit, in nacktes Wissen um alle Brutalitäten der Geschlechtlichkeit ist Urhehnsucht des Überzarten, ewig von Scham Geheumten; sein Kalvarienweg in Mannesreise der eines Moritz Stiefel, unter dessen Schulfreunden doch der rechte Melchi Gabor fehlt. Unverständnis von Bürgern drängt den Scheuen auf immer wirrere Abwege: Puppen, Tiere, erste Mädchen enttäuschen seine maßlos eifersüchtige, stets aber halbe Hingabe; aus verfehlter Liebe erwächst, nahezu wie bei Werfel, Kampfstimmung gegen des Vaters Wurzelsicherheit; Angst des verträumten, stets zurückbleibenden Schülers, heftige Neueanfälle des überreizten Onanisten, Verdrängungen des vor allen Entscheidungen mutlosen, von unlösbarer Unwissenheit gekehrten Liebhabers jagen in unaufhaltam vorstoßende Katastrophe. Hysterie entlädt sich in ein abenteuerliches Intrigenpiel anonymen Selbstbezüglichen; Entdeckung vollendet den Untergang. Kai Goedeschal büßt, wie Wendla Bergmann, der Eltern Zagheit vor der Pflicht, Kinder über die Abgründe ihrer Pubertät rechtzeitig aufzuklären.

Falladas Roman ist außerordentlich reich an feinsten Psychoanalyse, arm noch an hallender Gestaltung. Je weiter des kleinen Kai Tragödie der Peripetie zutreibt, um so mehr weicht die — solchem Psychologismus gemähe — pointillistische Darstellung einer rein expressionistischen, gänzlich in Staffeln zerlösten. Und hier überbietet der Dichter, jedem Sakteil den jeweils ungeeignetsten Ort im Gefüge zuweisend, bis in groteske Gebilde hinein alles an Sternheim, sogar an Corrinth, Gewohnte. „Und da war es, daß Kai fußgehemmt verharrte, Hand hob auf die Schulter des Hans, schüttelte den, nach rückwärts und vorn, daß sein langhalsiger Kopf dröhnend die Hauswand betanzte — indes Kai lachte und lachte, gellend und kullernd, aus Gefühlsbrei heraus, getrieben, achlos, ahnungslos, sinnlos.“ Eine unabsehbare Häufung so arger Sprachvergewaltigungen vermag die schärfste Prägung seelischer Teildeutungen nicht erträglich zu machen. Sprachzucht erst schafft Dichterszucht.

Alfred Fankhauser, wohl Schweizer, handhabt die Sprache gut konservativ, so sehr der Herkömmlichkeit verhaftet, daß er einmal in die Banalität entgleist, eine Saite der Seelenharfe reißen zu lassen. Aber nach jenem Wildling liest er sich zur erquickenden Erholung. Er gibt fiktive Nachlaptagebücher des schrulligen Kauzes Peter Bucher, der, nach sehr vielen Versuchen der Daseinsbewältigung, zur Erkenntnis seiner unheilbaren Zerrissenheit gelangt und, zu wissend zur Hingabe, zu skeptisch zum Zugriff, in die zornlos nihilistische Resignation des ewigen Zaungastes findet. Eine Kinderliebe, die am Schluß, allzu

typisch für diese Zeit der „Damaskus“-Rundgänge, wiederum aufflingt, ist, im Beginn des Buches, mit wunderschöner Schlichtheit, eine erste Enttäuschung des arglosen Jünglings sodann mit mildestem Humor, mit sanft alemannischer Ironie beschrieben. Beides Vorklänge für das Kernergebnis in des Studenten und Bergdorfschulmeisters erotischer Odyssee: die verläumnisreiche, über einen Selbstmordversuch hinweg bewahrte, fast auch bewährte, Liebe zu Lili Zwahlen, die dann, außer und neben dem Loren Peter, „den einen unbedenklich, den andern toll“, auch noch seinen Freund liebt und diesem vom freiwillig ausscheidenden, in letzte Irrgänge (ergebnislos) flüchtenden Wettbewerbsgenossen abgetreten wird. Peter, der Träumer, erfährt die Relativität aller Gemeinlichkeiten, jeglichen Anscheins von glückhafter Lebensmeisterung und rettet das gealterte, doch erprobte Gewissen in jene Betrachterschaft, der allein Goethe es zuerkennt. „Der Konflikt mit der Welt“ ist, weiß er nun, Vorbedingung jedweden Schöpfertums, und alles hienieden Vorübergang und Erwartung. Er bleibt Außensteher; tief einsam, wie Falladas Anabe, wissend, daß „ein Mensch niemals zu einem andern Menschen kommt“, „daß wir zaudern, zu leben, bis es zu spät ist dazu“. Aber in einem ist dieser Gebirgler wurzelhafter: in der unentfremdeten Liebe zur Mutter. Gleich dem Helden aus Hans Wilhelms Roman empfindet auch er, zumal angeichts der entweiblichten Studentinnen, Überdruß am Widerstand gegen toten, sterilen, Akademismus; aber anders als jener bescheidet er sich an Wirksamkeit im Kleinen Kreis. Stadtflucht, Heimkehr zur unverwüstenen Scholle auch hier: doch anders als bei Wilhelm, der die Stadt hernach, als Feld seiner Mission, wieder aufsucht; und anders ebensovohl als bei Pehold und Fallada, die sie, obzwar verhaltenen Knirschens, als ein Gegebenes hinnehmen, auch anders als bei Corinth und Babilotte, die von ihrem Getriebe sich herauslassen.

Alfred Janthausen, beeinträchtigt öfters noch durch die engende Form der Tagebuch-Aufzeichnungen, nicht bereits fähig zu geschlossener epischer Formung, bekundet, durch die Zeichnung der Hauptgestalten so wohl als auch durch viele verstreute kluge Bemerkungen und die kernige Realistik der meisten Episoden, eine höchst beachtliche Begabung, mit bürgerlichen Mitteln Unbürgerliches, obgleich nicht Widerbürgerliches, auszubringen.

Die war bei Babilotte immer gefährdet durch einen Hang zu familienblatthaft verfühnliden Umbiegungen tragisch angelegter Tabein, und wenn schon dieses Mal sein Irrfahrer Seppel Barondiot nicht gerade in tödlicher Katastrophe die brünstig ersehnte Freiheit finden mußte, so ist doch gar zu bequiem die Lösung, ihn aus bürgerlich verengter Kunstübung heraus just ins Fliegertum hinein sich retten und, zur Geburt des Stammhalters, den Probeflug von Mülhausen nach Leipzig erfolgreich veranstalten zu lassen. Wo einmal wirklich Berge, Strindberge, freiß zu wollen schienen, entschlüpft ein allzu lächerliches Mäuslein den — umständlichst angebahnten — Wehen. Und überhaupt liegen des Buches beste Werte im Anfang, wo noch Notwendigkeit die Alleinherrschaft ausübt, noch Zufallswillkür nicht die Vertiefungen bestimmen darf. Der Heimatkünstler Babilotte bietet Labsal; so herzhaftes, daß der miß-

geschickte Problematiker von seiner Tugend zehren darf. Wie der Elässer Schlettstadt und Colmar, Mülhausen und Straßburg, die Wasgaumaidl und den Türkheimer Brand beschwört: das läßt dem in seinem Gefühl treulich Wahlheimischen das Herz auf- und, zuweilen, die Augen übergehen; und der kleine Freiheitsucher Seppel Barondiot hat, als Tingtangelpianist und Redakteuraspitant, als blinder und — arglos — blendender Liebhaber, bereits so viel an warmer Anteilnahme zu gewinnen vermocht, daß sie, über noch so breit ausgespinnene Herkömlichkeiten hin, nahezu bis zuletzt dem nach Leipzig verschlagenen, aus Brotberuf und Bürgerbehagen neuerlich ausbrechenden Ehemann gewahrt bleibt.

Enge und Weite, Bürgerlichkeit und Boheme, Pflichtgefühl und unzählbare Neigung in schrankenlose Freiheit, Spiegelfechtere und unerschütteter Drang in vollkommene Selbstenthüllung, Treue und Abenteuerersverlockungen liefern den Stoff für eine lange Kette von Irrfahrten, die, Träumer auch er im Tiefsten, der Romantiker von Babilottes, keines Logikers, nedischen Gnaden zu bestehen hat. Daseinsbejahung, rückhaltloses Bekenntnis zur Fülle irdischen Lebens, also auch gerade zur Weltstadt, endgültige Auslieferung an fruchtbare Aktivität krönen ein Werk, das von einem noch nicht in Vollreife gediehenen, auch dann, sicherlich, nicht zu überragender Größe berufenen, doch kernernten und, in aller Begrenzung und Nüchternheit, nicht armen Dichter stammt und in vielem ihn lobt.

Hans Wilhelms Kraft ist ungleich unfertiger, sein Temperament ganz noch in Gärung, sein Gesichtskreis nicht eben weit; aber bestehend die unbedingte Gesundheit seiner deutschen Jünglingschaft, deren fanatisch reines Ringen um Selbsterlösung oft und vielfach an das in Reinhard Sorges „Bettler“ verschüttete zu denken zwingt. Wohl möglich, daß dieser Künstlerroman eines dionysischen Prometheus einmal, wie die Lebensaufriße der Tino Morak und Adam Mensch, geschichtliche Geltung gewinnen wird; zweifellos spiegelt er treu die Kämpfe, die heute der beste Teil von Deutschlands akademischer Jugend in sich durchzufechten hat, spiegelt sie mit erstaunlich ernsthaftem Willen zu Gerechtigkeit nach allen Seiten hin. Bemerkenswert ist er bereits durch den Ort seines Erscheinens: den Verlag der „Täglichen Rundschau“, der hier geradezu umstürzlerisch duldsame Äußerungen zum Problem der jüdischen „Vorherrschaft“ in Deutschlands Geistesleben hingehen läßt.

Helmer, des Buches Held, ist ein junger Faust im Kostüm des Couleurstudenten; seine Flucht aus der Burschenschaft bildet den Beginn der Erzählung, die sein Auszug in den Aktivismus beschließt. Durch Nietzsche erweckt, geht er auf die große Suche nach dem Geist wahrhafter Volkstumserneuerung, deren tiefe Notwendigkeit er, Bauernsohn und werdender Dichter, als unabwendbar spürt. Er sieht die Fäulnis einer von „Betrieb“ und „Aufmachung“ zerfressenen Epoche und fühlt in sich die unbezweifelbare, aus allen Ansehungen gehärtet wieder aufsteigende Berufung zu Führerschaft. Freunde und Frauen, Enttäuschungen hier und dort werden zweckvoll gefügte Etappen unentrichtbaren Weges, an dem nicht die — oft trivial ersonnenen, niemals mehr denn bloß bürgerlich sauber erzählten — Romanbegebnisse, einzig vielmehr die geistigen Antriebe von Belang sind.

Den jungen Helmer leitet und drängt ein — öfters noch dumpfes, immer ganz reines — Aufbäumen gegen erstarrende Mechanisierung, widrige Brutalisierung durch öden Zweckgeist. Abkehr vom zerfahrenen Intellektualismus, Stadtsucht — ins werktätige, noch schollentreue Volk hinein, dann Rückkehr in die Stadt, an der zuvörderst die Sendung zu vollbringen ist, geben die Lösung. Dionysischer Taumel und blander Nihilismus, Machtbegehrt und Massenverachtung, solipsistischer und altruistischer Rausch bilden Erlebnispole. Versumpfte Värmstudenten dort, steuerlos wühelnde, in Zerfetzung eitel sich sonnende jüdische Literaten hier; reiner Ästhetizismus auf der einen, vollkommene Politisierung aller Kunstübung auf der anderen Seite; Kneipbrüder und ekle Zweck-Verner: alle auf falschem Weg. Totes Spezialistentum an Hochschulen wie auch in Literatenkontinenteln: einzig aus reiner, selbständiger, doch ungeopferteter Weibheit wirkt Anziehung. Und wird Helmern fruchtbar.

Wilhelms Buch hat Mängel, die auf der Oberfläche liegen. Der zerschellende Ästhet Hansen ist, gerade als Urgermane, verzeichnet, weil sein Schicksal einem zerrissenen Juden gehört. Wiederum mißrät der Versuch, die Terminologie jener jüdischen Literaten einzufangen, ins Karikaturistische, wie auch mancher Zug in der Schilderung verstaubter Fachgelehrten bis in Unwirksamkeit übertrieben ist. Helmer identifiziert Weltstadt und Dirne, als habe er soeben Daubet gelesen; und seinen Erzeuger mißfleiden Wortgebilde wie „bewußthaft“ und „verballt“. Ueber unbedingt bedeutsam ist dieser Erstling in seiner bruchlosen Ehrlichkeit und seiner tapferen Widersächlichkeit gegenüber der Versuchung zu ethischen Kompromissen.

Curt Corrinth ist der am stärksten Begabte, daher am schwersten Gefährdete; im jüngsten Dichtergeschlecht der vielleicht Einzige, dessen genialisches Stürmertum ganz im Konkreten zu bleiben begnadet ist. Ueber dem Fünfundzwanzigjährigen, den Snobismus von Tagesblättern, Erfolgsgieriger findiger Verleger in überhitzte Modeschreiberi jagten möchten, tut Raffung und Straffung not. Wenn von den beiden Kritikern, die zuerst und laut für seine große Kraft warben, der eine, Hans Frand, bereits die Hoffnung aufgegeben zu haben scheint, so fühlt, gerade angesichts dieses lähnen Buches, der andere sie vielmehr, unter dem erwähnten Vorbehalt, bestätigt und gesteigert. Der Dichter mythifiziert das Berlin des Weltkrieges und erbaut, auf dessen Potsdamer Platz, der großen Hure Babylon eine neue Residenz. „Nächte des neuen Messias“ engen die Inbrunst, mit welcher der barmer Knabe die Weltstadt erlebt hat, in Brunst und lassen den Weg ins Freie, wieder einmal, einen Ekstatiker in barer Emanzipation des Fleisches suchen. „Werkgewaltig blühe Mut zu deinen Sinnen“ wird ihm Leitwort; und niemals noch, in keiner deutschen Titanidenrausch-Ara, ward gleichermaßen wüßt dem Drang in schrankenlose Verströmung der Sexualität Bahn gebrochen. Die Erzählung bestimmt Rhythmus indianschen Narrentanzes: „Alala Alala ä“; und der Provinziale Hans Termaden, der, wie Wedekinds Franziska, der Fleischlichkeit eigenen Geist entdecken will, bringt ins nüchtern geile Schiebereden des Nordens ein maßlos südlisches Erlebnisbrio, errichtet einen tropisch riesenhaften Phallusfult und zaubert glutheißesten Orient in die müdgehekte Rechnerstadt. Ueber seit dem jungen Arno Holz hat keiner sie mit so

lechzenden Sinnen, so durstig klammernden Organen umfassen, ihren Rhythmus keiner je so stark gespürt. In äußerst naturalistischer Groteske einer wilden, blinden Romantisierung reifiziert der junge Corrinth Wedekind, den Mahnherrn; und trotz allen impotenten Lyrikastern, deren Sentimentalität Wort und Begriff so lange entwertet durfte, kann dem Neuling wirklich, ein letztes Mal, blutrot die Hurenacht aufrauschen.

Monumentale Auswirkung des Geschlechts- taumels: nach der Anstetzung des ganzen Berlins strömen auf den Potsdamer Platz, ins Hauptquartier dieses neuen Messias, Rauschgerige aus dem gesamten Reich. Und in frech belobter Gipfelfzene stürmt wider den Chorus der heterosexuell Entflammten die Kontraprozeßion der aufbegehrenden Homosexuellen, deren Gegenrevolution sich um die Fahne des „schwarzen Urnings“ rotet. Der Hymniker Corrinth gibt die Melodie beispiellos rasanter Erfüllung:

„Nur einmal noch: dies Traumchorrauschen
von Wüstenzelt zu Wüstenzelt,
Doch wir Erwachten bläht als Lauschen und
hymnisch-helles Leibertauschen in deine
neue Sonnenwelt.“

Dann empört sich die Staatsraison und wälzt bewaffnete Vernichtung gegen den Verderber; aber Astarte ist mächtiger als Mars, und: „ohne viel Sterberöcheln erlosch Existenz des preußischen Militarismus“. Der Messias hat die Erden sendung vollbracht und darf, in Ewigkeit, sich auflösen. Eine anarchische, aber gewaltige, Bildnerschaft hat ins Chaos gegriffen. (Im „Bordell“ hat, mittlerweile, der Dichter das Widerspiel des Gesundeten geboten, im „Großen Gebet“ gar den Kosmos der einhellig katholischen Religiosität, der ewig geistigen Hierarchie entdeckt.)

*

Deutschlands Künstlernachwuchs behütet den Gedanken der Revolution vor Versumpfung. Auf vielen Wegen, deren mindestens einer doch nach Rom führen muß. Georg Kaiser hat als des Dichters einziges Ziel den Dienst am neuen Menschen bezeichnet; diese sechs jungen Epiker sind auf seiner Straße. Heilig ihre Hingabe!

Echo der Bühnen

Berlin

„Der weiße Heiland.“ Dramatische Phantasie. Von Gerhart Hauptmann. (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin; Uraufführung im Großen Schauspielhaus am 28. März 1920.)

Man weiß, daß die Spanier, die unter Ferdinand Cortez' Führung in Mexiko eindringen, zu ihrer Bewunderung und ihrem Schrecken in den Tempelheiligtümern dieser heidnischen Sonnenanbeter Symbole wahrnahmen, die sie bislang für urchristliches Sondereigentum gehalten hatten, es wird auch erzählt, daß diese Mexikaner, von alten frommen Sagen ihres Volksstammes verführt, in dem Führer dieser weißen Ankömmlinge den wiedergekehrten Sonnengott, den erwarteten Messias, be-

grünten. Damit ist gleichsam das Erdreich geschaffen, aus dem die Idee des hauptmannschen Dramas aufspricht, jenen tropischen Gewächsen nicht unähnlich, die in einer Nacht aufglühen und ersterben: Montezuma, der Kaiser Mexikos, der Heide und Götzendiener, wandelt sich unter den Händen der sehr christlichen Landsknechte, die den Gefangenen und Entehrten zum Spott mit dem Königs-mantel umkleiden, ihn bespeien und ihm ins Antlitz schlagen, — wandelt sich kraft der demutsvoll getragenen Erniedrigung und des seelisch überwundenen Leidens in die Christus-gestalt.

Es ist etwas Atemraubendes um diese dramatische Idee, und man meint, ihr nachträumend, den Pulsschlag der Erde zu spüren. Man wird sich gewiß, mit Gerhart Hauptmann, dem solche Vision zuteil wurde, das Gedankenleben der Wenigen und Auserwählten zu teilen. Denn hier ist beides, die weltgeschichtliche Ironie, und Christen schlagen den Heiland erneut ans Kreuz und dieser Heiland ist ein armer blinder Heide; hier ist zugleich das Befahende der Idee, und Leid und Seelenadel rufen die Messiasgestalt zu allen Zeiten und aller Orten neu ins Leben, und dieser Messias trägt auch unter der dunkelfarbenen Haut des Mexikaners die Züge Jesu von Nazareth.

So Gerhart Hauptmann, der Träumer, und vielleicht zeichnete ihm der Krieg das Kreuz in die Wolken.

Nur zu Erlebnis wurde der Traum ihm nicht (blieb Spiel der Einbildungskraft). Und indem der Träumer Hauptmann den Traum dem Dichter Hauptmann überantwortete, verriet er ihn, nicht anders als der Nazarener selbst an den Hohenpriester verraten wurde.

Denn was hat der Dichter aus dieser lebendigen Idee gemacht? Zwei Szenen leuchten aus dem Toten der breiten und uncharakteristischen Gespräche heraus: Die Spanier stürmen den Göztempel und finden darin, wähen darin zu finden, das Bild Mariä mit dem Kinde. Das ist das eine. Die spanischen Kriegsknechte geißeln, höhnen und martern Montezuma, und er verkärt sich unter ihren rohen Fäusten zum Jesubilde. Das ist das andere. Aber zwei Szenen machen kein Drama aus, und selbst diesen beiden Szenen versagt sich die Bühnenwirksamkeit, weil sie weder innerlich noch äußerlich vorbereitet sind.

Es leuchtet ohne weiteres ein: sollte Montezuma Christusgestalt, und sei es nur für Augenblicke, gewinnen, so mußte die tatkräftige und leidensstarke Heilandsseele schon vorher, und sei es wie Licht aus dunklem Rubin, hervorleuchten. Mit der verbissenen Art des hartgesottenen und ungläubigen Naturalisten aber hatte Gerhart Hauptmann in Montezuma bislang nur den bekadenten Herrscher und dümmlichen Träumer, den Narren seiner eigenen Phantasie, gezeichnet. Warum gab er diesem Kaiser nicht die Pflugshare in die Hand, warum führte er ihn nicht als Gärtner zu den Blumen, wie doch Jesus als Gärtner auf-erstand, warum ließ er ihn nicht Einkehr bei den Armen, den Gefangenen und den Sündern? Wenn bei Gerhart Hauptmanns Montezuma in der einen Szene, auf die alles ankommt, Jesu Ansehen gewinnt, so ist das menschlich nur Mästerade. Es gibt aber keine dichterische Gestaltung, es sei denn aus Menschentum und dessen überzeugenden Seelenkräften heraus.

Was Gerhart Hauptmann hier vermag, sind Gespräche, lange und durchaus langweilige Gespräche; was er selbst in diesen Gesprächen nicht vermag, ist: das Wort. Hauptmann war doch eben nur eine naturalistische Begabung, und in der naturalistischen Schilderung steht der blaße Ausdruck sehr wohl den Blaffen zu Gesicht. Wo immer es aber galt (o, der sehr versunkenen Glode!) aus dem Sprachschöpferschen und Wortnaturhaften heraus Seelisches zu gestalten, da bot Gerhart Hauptmann immer nur ein armes Ungefähr. Ich wüßte aus Hauptmanns sämtlichen Werken nicht einen Ausspruch, der sich mir eingepägt hätte! So auch hier.

Und so steht man Gerhart Hauptmanns neuer Dichtung mit peinigendem Gefühl, das sich während der Aufführung bis zu seelischer Qual steigert, gegenüber.

Als ginge ein Röstliches immer wieder verloren, als verblutete sich ein Lebendiges in den dürren Sand.

Ernst Heilborn

Weimar

„Das Hirtenlied.“ Ein Fragment. Von Gerhart Hauptmann. Einrichtung und Spielleitung von Ernst Hardt. (Uraufführung am deutschen Nationaltheater am 27. März 1920.)

Als eine Art Vorspiel zu der aus Anlaß des hundert-fünzigsten Geburtstag des Hölderlins gegebenen dramatischen Dichtung „Der Tod des Empedokles“ in der trefflichen Bearbeitung von W. v. Scholz brachte die Generalintendanz vom 27. März Gerhart Hauptmanns Fragment „Das Hirtenlied“ als Uraufführung auf die Bühne. Die wunderbare Phantasmagorie wirkte wie ein Nachklang aus der Seele des in keinem Jammer über das Leiden seiner Welt zusammengebrochenen Selim im „Promethidenlos“. Wie Jacob mit dem Engel des Herrn ringt, so sucht sich der vom Efel über die ihn nicht verstehende Umwelt überwältigte „Künstler“ mit dem ihm auf seinem Schmerzenslager heimsuchenden Engel auseinanderzusetzen. Aus der dampfen Wirklichkeit öbsten Banausenums hebt der Seraph den Bergweiselten empor zu höheren Sphären in das Land des Traumes, den der in den Bann des ins Wunderland Mesopotamien entrückten Helden geschlagene Zuschauer mitzuträumen gezwungen wird. So nehmen wir, der suggestiven Wirkung des Dichters beinahe unbewußt erliegend, imigen Anteil am Gescheh- des sich der Erfüllung qualvoller Sehnsucht nähernden Künstlers, der, selber in die Gestalt Jacobs verwandelt, schließlich die Rachel zu eigen gewinnt, die er einst, ohne ihre Wesenheit voll ergründet zu haben, auf seine Leinwand hatte zwingen wollen. Gewiß ist das Werk, das zuerst 1904 in der „Neuen Rundschau“ (Nr. 1) veröffentlicht worden ist, ein Fragment; und doch wirkt beim Fallen des Vorhangs der Schluß, wo Laban in einer der naiven mosaischen Legende entgegengesetzten Anwendung von Sentimentalität dem ringenden Freier die schöne jüngere Tochter übergibt, wie eine endgültige Erlösung; und eine Perspektive in glückverheißende Zukunft tut sich vor unsern Augen auf. „Fantasie, das ungeheure Riesenweib“ überwindet den wühlenden Verstand, so daß die Zuhörer am Ende der Aufführung unter dem Eindruck eines tiefinnerlichen Erlebnisses standen.

Otto Franke.

Wien

„Die Schwestern oder Casanova in Spa“ Ein Lustspiel in Versen. Drei Akte in einem. Von Arthur Schnitzler. (Uraufführung im Burgtheater am 26. März 1920.)

In Lob dicht eingewickelt, ist die ideale Forderung, daß aus dem Irrgarten der Liebe ein Weg ins Freie gesucht werden möge, dem Schöpfkinde der Kritik von dieser schon in den halbköniglichen Tagen vor 1914 oft, natürlich sehr bescheiden, präferiert worden. Immerhin so oft, daß der Dichter sich ihr schließlich ein und das andere Mal halben Herzens gefügt hat, aber nur, um alsbald wieder aufatmend in sein souverän beherrschtes, grenzubewußtes Reich zurückzustrahlen, dessen himmlische Gestalten nur nach Mann und Weib fragen. Hier hat er sich nun seit Kriegsbeginn förmlich eingegraben oder verschanz und bisher allen Lockungen, „Stellung zu nehmen“ und jünger Kritik, die jeben andern, der dasselbe getan oder eigentlich nicht getan, mit so harten Verbissen verschont hätte, wie sie der wohlterzogene Liebling der Grazien jetzt täglich zu hören bekommt. Sein Fall ist eben ein beson- derer. Zwanzig Jahre lang sollte er durchaus den Dichter Wiens, sogar Osterreichs vorstellen (und war doch weder

jenes noch dies, wollt' es vielleicht gar nicht sein) — nun regt man sich darüber auf, daß er, gleich einem Größeren, nichts geworden ist, sondern geblieben, der er war: ein feiner Künstler in engen oder meinetwegen weiten, aber doch jedenfalls in scharf gezogenen Grenzen. Er hat es während des Krieges in gewohnt eleganter Haltung verschmäht, an dem Weltbrand breite Betteluppen für ein groß Publikum zu lochen; wurde dies gebilligt, so finden man sich nun auch damit ab, daß er weiterhin seinen eigenen Weg, daß der Arzt an den Qualen einer Welt vorübergeht, und verlange nicht von einem, den die Kritik mit Gewalt zum representative man gemacht, daß er Repräsentationspflichten genüge, von denen sein Herz nichts weiß. Oder nichts zu wissen scheint?

Sehen wir denn wieder einmal zu, denken wir wieder einmal darüber nach, comment elles se donnent. Als zum Exempel: a hat mit b, der Gattin von c, ein nächtliches Begegnen vereinbart, irrt sich aber in der Tür, vielmehr im Fenster, und gelangt (ohne des Irrtums gewahr zu werden) zu d, der Geliebten von e; allmählich klärt sich der Sachverhalt für alle fünf Beteiligten auf, und wir stehen vor nicht weniger als fünf quälenden Fragen: was sollen, was werden a, b usw. nun tun? Ein Fragenkomplex, dessen Schwierigkeiten sich steigern und auch wieder mindern, wenn wir in jene Formel für a Casanova einsetzen, weiland Liebhaber der Frauen, seit Anno Hofmannsthal der Poeten; aber es bedarf noch einer Hilfsgröße f, einer ehemaligen Freundin des Abenteurers, Theatergöttin est machina die, zu ihm zurückkehrend, alle Verwicklungen löst: b bleibt bis auf weiteres bei c, d bei e, a bei f — bis auf weiteres, denn schon künden sich neue algebräische Größen an.

Die geistreiche, doch ihres Geistreichthums allzu bewußte Handlung ist Schnitzlers Eigentum; den vielbändigen Memoiren Casanovas verdankt er nichts als ein paar Namen und das glücksritterliche Milieu. Ebenso steht's um die wohl gleichzeitig entstandene, etwas früher (1919) veröffentlichte Novelle „Casanovas Heimfahrt“, in der sich die Schatten des Untergangs auf den dreiundfünfzigjährigen Don Juan herabfalten, während er in den „Schwestern“ noch in seiner Sünden Maienblüte oder doch Sommerreise steht. In der Novelle umarmt er, für einen anderen geltend, die Begehrte, im Lustspiel, unverkannt aber verkennend, eine andere als die er begehrt; dort schnelle Aufklärung und Katastrophe, hier ein anmutiges Spielen hin und her und mit der Handlung selbst, denn einer der Beteiligten, e, ist so etwas wie ein Dichter, so daß die ganze Affäre aus dem Realen ins Literarische hinübergleitet, eine bei Schnitzler nicht ungewohnte Wendung. Zum Verständnis der „Schwestern“ trägt die düstere Novelle nicht viel bei; indes bewahrt sie uns davor, die Philosophie oder, wenn das Wort hier gewagt werden darf, die Moral des Lustspiels allzu ernst zu nehmen, den Dichter selbst auf das ethische System festzunageln, das Casanova seinem widerwilligen Wepten e in anmutigen Versen vorträgt, während der Vorhang sich schon senken will: dem erotischen Erlebnis gegenüber verschwinde jeder Egoismus, jedes Monopolisierenswollen, jeder Wunsch nach Alleinbesitz; alte für alle oder mindestens für einen, den Tausendfassa; an Stelle eiferfüchtiger Rivalität trete Schwester- und natürlich auch brüderliches Verzeihen und Gewährenlassen. Und die Treue? die gibt es ohnehin nur in der Form der Heimkehr von — wir müssen uns nochmals algebräischer Zeichen bedienen — von x über y zurück zu x.

Damit solcher Leichtsinns das letzte Wort behalte, ist alles auf die Noten Kokos und Jugend abgestimmt. Seide schillert, Reifröde tauschen, Briefchen bergen sich in Miebern, Wein und Frauenaugen funkeln um die Wette, Postpferde galoppieren, Degen klirren, ohne viel Schaden anzurichten, auf den Spieltisch rollt das Gold, weiße Frauenglieder leuchten durch die Nacht. Und, von einem (gut gezeichneten) Exlebemann abgesehen, ist niemand in diesem Reigen älter als der in die Dreißiger tretende Ritter ohne Furcht und Adel. Ein Wunderland, in das uns nur

ein Wunder tragen kann. Dies Wunder bleibt uns der Dichter freilich schuldig; an sozial dialektischen Saatspalterereien (alles immer mit fünf multipliziert), an dieser Scholastik der Liebe erlahmt schließlich auch seine gute und sichere Technik, und wiewohl formal die „Schwestern“ hinter der Schwesterromelle, einem Meisterstück der Kleinkunst, kaum zurückzustehen, wäre uns mit mehr Inhalt, weniger Kunst besser gedient.

Robert F. Arnold

Halberstadt

„Der ewige Mensch.“ Ein Drama in Christo in fünf Bildern. Von Alfred Brust. (Uraufführung im Stadttheater am 12. März 1920)

„Der ewige Mensch“, ein Drama in Christo in fünf Bildern von Alfred Brust, hat am Tage vor dem Umsturz in Halberstadt seine Uraufführung erlebt und tiefen Eindruck hinterlassen. Brust findet überzeugende Töne, um Cordatus, den Christus seines Dramas, eine neue Weltanschauung verkünden zu lassen, die in den Worten gipfelt: Du sollst lieben! Für ihn heißt Leben „Beziehungen zum Sender (Gott) durch den Heiland suchen“. Nur die selbst ausgeübte Liebe wird leben, die gepredigte wird vergehen. Das Ganze ist immer die Wahrheit; nach dieser Auffassung besteht auch der Heide, der fest, der überzeugt glaubt, mehr echte Religion als der Christ, der nicht seine Worte lebt. Brust wandelt in den Fußstapfen Tolstois, mit dem er insofern abrechnet, als er ihm vorwirft (Szene zwischen Cordatus und dem Dichter), das Gebot Christi: „Folge mir nach“ nicht befolgt zu haben.

„Der ewige Mensch“ ist ein Werk von tiefem dichterischem umstürzlerischen Empfinden, das zur Bewunderung anregt, wenn man erfährt, daß der Verfasser ein Leben gleich seinem Cordatus lebt, der, ein reicher Jüngling, alles dahingegeben hat, um Liebe zu üben. Es ist ein Bekenntnis der Liebe zur Menschheit, einer Theosophie, wie es selten so abgeklärt, in der Form edel und symbolisch-poetisch abgegeben worden ist. Es ist ein Ringen nach sittlichen Werten in Brust, das gewaltig packt, ein Suchen und Streben, das in mystisch verkürzter Form Geist zu Tat werden läßt. Die Sprache ist formvollendet, in Wohlklang getaucht und badet sich in Farbe und Musik. Der deutsche Sprachschatz ist um neue Ausdrücke, neue Worte bereichert, die Prosa ist stellenweise Poesie. Brust sucht und hat Neuland gefunden.

Walter Ungeheum

Leipzig

„Der Papierreifen.“ Vier Grotesken. Von Wilhelm Stülken. (Uraufführung im Alten Theater am 13. März 1920)

Ach nein! Grotesken sind das nicht, wenn man nämlich das Wort in seiner üblichen Bedeutung: tolle Ungeheuerlichkeit, auf den Kopf gestellte Logik, gewagte Späße, nimmt. Aber es sind vier nette Einfälle eines freundlichen Belächlers, der zugleich ein theaterkundiger Mann ist und mit dem technischen Apparat umzugehen weiß. Die Requisite tragen in der Mehrzahl der vier Stücken die Hauptkosten der harmlosen Unterhaltung. Eine Marmorgruppe im Stadtpark, die nämlich geisternd ein Marmorlindlein gezeugt hat; Biedermeiermöbel, aus denen die Vorfahren mit dem Erben höchst ergötliche Zwiegespräche pflegen; Bilder eines Kitschmalers, die ihren Erzeuger zum Verzicht auf fernere Notzuchtigung der Muse zwingen. Und als Verwandte erscheinen auch die Kaken, die im ersten der Stücke auf den Dächern in der Mairnacht ihre Liebeskämpfe ausfechten. Vergebens wartet man auf den verwegenen Sprung durch den Papierreifen, den der Name in Aussicht stellt; aber man schaut mit ungehörtem Behagen (wenn nämlich der Maschinenmeister so

gut aufpaßt, wie es bei der Uraufführung geschah), und ist dafür in dieser Zeit doppelt dankbar.

Georg Witkowski

Gera (Reuß)

„Rolands Knappen.“ Märchenlustspiel in einem Vor-, Zwischen- und Nachspiel. Von R. v. Felner. (Uraufführung am Reußischen Theater am 13. März 1920.)

Die Spannung der gegenrevolutionären Bewegung lag störend über dieser Uraufführung und drängte sich zwischen Dichtung und Publikum. Märchenlustspiel und der graue Ernst der Wirklichkeit wollten nicht zueinander passen. Der Dichtung liegt das von Musäus episch breit und tänzelnd erzählte Volksmärchen zugrunde; R. v. Felner hat es zugleich mit schmieglicher Schonung und straffem Formungswillen behandelt. Die drei Knappen Rolands, hungrig in den Schluchten der Pyrenäen umherirrend, lassen die trübseligen Überreste ihrer ritterschaftlichen Vergangenheit im Stich, um, von der durch sie verjüngten Waldhexe mit Tischedemadisch, Zauberpennig und Wunschhütlein begabt, die materiellen Freuden zu genießen. Aber auch diese können sie nicht bewahren, von der Königin Urrafa, die niemand anders ist als die verjüngte Waldhexe, werden sie abermals geprellt und kehren demütig zu ihren geborstenen Idealen und den Himbeeren des Waldes zurück. Die humoristische Ausbeutung des ewigen Gegensatzes von Idealismus und Realismus ist in diesem Kupel-spiel besonders angehend gelungen. Aber die kosmische Überwölbung des Ganzen durch die Gestalten der Hexe und Don Juans scheint mehr Zutat als organisches Glied zu sein. Felners Stärke liegt in der feingliedrigen, gedanklichen Struktur und in der überlegenen Ironie, die allerdings schon einen entwickelten Kunstsinne erfordern, um unmittelbar wirken zu können. Das Werk steht aber zweifellos jenseits des wechselnden Zeitgeschmacks und vertritt als Märchenlustspiel einen eigenartigen, seltenen und entwicklungsfähigen Typ.

Erich Wennig

Echo der Zeitungen

Das Frankreich von heute

In seinem Aufsatz „Die heutigen Probleme der französischen Intelligenz“ (Köln. Volks-Ztg. 209) schätzt Ernst Robert Curtius die gegenwärtige Geistesrichtung in Frankreich dahin ein:

„Wenn man sie hört, empfindet man: sie fahren da fort, wo sie 1914 unterbrochen worden sind. Mit der einzigen Ausnahme von Paul Valéry scheinen sie die schicksalhafte Wende der Biographie Europas nicht zu verstehen. Die seismische Erschütterung des Erdteils scheint in Frankreich noch wenig gespürt zu werden. Ein Gemisch von intoleranter Enge und matten klugen Mahnungen, sie zu überwinden, erweckt den Eindruck kultivierter Unfruchtbarkeit. Vielleicht belehren uns in Zukunft andere Stimmen eines Besseren. Nehmen wir vorläufig das heutige Bild zur Kenntnis. Eine deutsch-französische Verständigung hat fürs nächste, so scheint es, von den literarischen Führern der französischen Intelligenz wenig zu erwarten. Was sodann die werdende Kraft der Claris-Bewegung betrifft, so findet sie ihre Grenze in dem aufklärerischen Rationalismus ihrer Grundsätze. Er ist eine Seiten-Angelegenheit und wird in Deutschland wie in Frankreich von vielen der besten Köpfe und Herzen abgelehnt. Es bleibt somit die Frage, ob die in beiden Ländern mächtig erstarkende religiöse Bewegung die Trägerin einer übernationalen

Sammlung der Geister werden wird. Dazu wäre nötig, daß der deutsche Protestantismus wieder ökumenisch denken lernt; daß die durch Konfessionenkämpfe gespaltenen religiösen Energien unseres Volkes sich auf eine gemeinsame Grundlage besinnen, und daß der französische Katholizismus sich entschlossen von der Umklammerung des Rationalismus löst.“

Die schwäbische Geistesmutter

In einem Aufsatz „Die schwäbische Geistesmutter“ (Frankf. Ztg. 211 — 1 M und 214 — 1 M) berichtet Hanns Wolfgang Rath von den Ergebnissen, zu denen die Auffindung des verschollenen Büchleins von F. Heugelin „Die württ. Familienstiftungen, Ehlingen 1844“ führte. Er schreibt:

„Für mich, mütterlicherseits in naher Familienbeziehung zu Gustav Schwab, seit Jahren mit schwäbischen Forschungen beschäftigt, waren die viel hundert Namen des Buchs alle mehr oder minder geläufig. Als ich nun aber Namen wie Hölberlin, Uhlant, Mörike, Mayer, Kerner, Schelling, Hiemer, Schiller, Reinhardt, Gerold, Wildermuth und viele weitere hellen Klänge beim Durchblättern des heugleinschen Bandes in engem Verein fand, kam mir der vielverspottete Ausdruck der schwäbischen „Bettlerleserschaft“ ins Gedächtnis, und ich begann die bekannten Namen einzeln, durch das nicht leicht zu entwirrende Chaos bis an die Wurzel ihres Stammes zurück zu verfolgen. Durch ein ebenso eigenartiges wie überraschendes Ergebnis ward ich für meine Ausdauer belohnt, dem Ergebnis nämlich, daß alle diese großen und bekannten schwäbischen Personen einen Stammvater haben, der kein Schwabe — sondern ein Franke gewesen ist!

In Bamberg bei Bamberg saß auf seinen Gütern, verheiratet mit Maria Elisabeth v. Lichtenstein, um das Jahr 1476 ein Konrad Burkhardt, dessen 1539 geborener Enkel Georg im Jahre 1557 als Student nach Tübingen kam, sich dort niederließ, ebendort sich zweimal verheiratete, dreizehnköpfige Kinder zeugte und als Professor der Logik an der Landesuniversität 1607 starb. Regina, dessen Tochter aus der zweiten Ehe, geb. 1599 und vermählt an den 1600 zu Tübingen geborenen Med.-Professor Dr. Karl Bardili, ward die Ahnmutter, wie deren Urgroßvater Konrad Burkhardt der einige Stammvater Hölberlins, Uhlants, Schellings, Gerolds, Hiemers, Reinhold Köstlins, des Grafen Reinhardt, des Obersten Krieger, der Ottilie Wildermuth, der Kinder Friedrich Silchers und derer Karl Mayers, der Enkel Schillers aus Sohnesstamm und derer Justinus Kerners.

Welchem der Bardili-Burkhardt'schen Gatten der so seltsam segensreich die Nachkommenschaft befruchtende Blutstropfen eignete, dessen ist jegliche Mutmaßung unangebracht. In beider Ehegatten Vorfahrenschaften blühte regsamste Geistigkeit. Die besondere Befähigung zur Jurisprudenz ist auffallend, während die Befähigung zur Medizin nur bei einem einzelnen, freilich der integrierenden Persönlichkeit, dem Gemahl der Regina zutage tritt. — Die zukünftige vergleichende Forschung wird feststellen müssen, ob sich aus den hier mitgeteilten genealogischen Feststellungen für die geistigen Zusammenhänge der Literaturgeschichte neue Gesichtspunkte herausstellen lassen.“

Hölberlin

Seinen Aufsatz „Hölberlin und Hyperion“ (Woss. Ztg. 162) — am 20. März waren hundertundfünfzig Jahre seit Hölberlins Geburt verstrichen — läßt Willi Düwald in die Betrachtung ausmünden: „Beleidigt und im Innersten noch einmal tief getroffen, will Hyperion von Deutschland fort. Wo aber sollte ein Fremdling noch hin, der aus Liebe gewandert und, von großem Schmerz getrieben, als Bettler seiner Art, zu solchem Volke kam? Nur ist er der Welt und der Menschen so müde geworden, daß er sich gern von aller irdischen Wunschbarkeit abziehen läßt. Er ahnt Diotima, die um ihn Gesporbene, und unendlicher

Friede zieht in ihn ein. Eins zu sein mit allem, das ist ihm immer als das Leben der Gottheit, als der Himmel der Menschen erschienen; freilich waren diese Worte einst die besonnte Firn seiner Menschheitsforderung und nicht nur die letzte Wunschtaffel für sein eigenes Ich. Er mühte, ein tragisches Lur, zu sich selbst zurück und erstiden im Überfluß seiner Fülle, von der die Welt nichts nehmen wollte, doch da entzieht ihn, und zu guter Stunde, Diotima, die unsterblich Geliebte, dem Kreis aller weltlichen Betrachtung und kritischen Erkenntnis. So hat auch die andere Diotima, Susette Gontard, an deren Madonnenkopfe sich der Schönheitsinn eines Hölderlin orientierte, um für ewige Zeiten vor Störung sicher zu sein, so hat auch Susette Gontard, über deren Hände sich die Seele Hölderlins in den frankfurter Tagen ausweinte, den ihr Vätererlöb vom Bewußtsein der Erden Schwere. Zwar der Literarchistoriker will wissen, daß der Tod dieser Diotima und die geistige Umnachtung ihres Hyperion in keinem Zusammenhang stehe. Gewiß, keine Kunde ist ihm von der Krankheit und dem Tode der Frau geworden, mit der er, und die mit ihm Schicksalsverbundenheit empfand. Wer aber weiß so viel, um behreiten zu dürfen, daß er sie nicht ahnte, die letzten Tage ihrer Diesseitigkeit und darum fluchtartig Bordeaux verließ und nach Deutschland ging, um ihr selbst körperlich näher zu sein? Und daß sie ihn anzog mit der letzten Wunschkraft ihres süßen Daseins, das ihr so vieles gegeben, aber einen Hölderlin im Glück der steten Nähe versagt hatte? Denn wir sind lekt hin einer in uns wirkenden und schicksalmachenden Rätselhaftigkeit unterstellt, die jenseits aller Beweisführung liegt.“

Karl Vietor besont (Frankf. Ztg. 217 — 1 W) die Kraft der Illusion in einer Natur, wie es Hölderlin gewesen: „Einem solchen Geist ist es ganz natürlich, daß die Illusion ebenbürtig an die Stelle der Wirklichkeit tritt. Die Grenze zwischen beiden ist so völlig übersprungen, daß die Frage etwa, ob Hölderlin an die reale Existenz seiner Götter ‚geglaubt‘ habe, ganz falsch gestellt scheint. Die Welt, der er das Material für seine Dichtung entnimmt, ist nicht mehr die ‚natürliche‘, ist selbst schon herausgehoben und gesteigert, ist die Welt des Enthusiasmus, der dionysischen Gottesbegeisterung, der visionären Vorwegnahme der Erfüllung. Was den dem wirklichen Leben noch nicht ganz entzogenen Hölderlin am meisten quälte: das Mißverhältnis zwischen den unbedingten Ansprüchen seines unwirklichen Idealismus und den Bedingtheiten der allgemein-menschlichen Existenz — dieser Zwiespalt ist in dieser reifsten, dithyrambischen Dichtung ganz gelöst, weil sie in anderer Sphäre mit andern Material sich eine neue, visionäre Welt baut.“

Auf den Mangel an Sinnesstärke deutet Emil Ermatinger (N. Zür. Ztg. 468, 476): „Läßt man alle Tatsachen und Zeugnisse dieses grenzenlos traurigen Lebens an sich vorbeiziehen, so liest man in ihnen das Wirken eines Geistes, der um den ganzen Bereich menschlichen Wissens seine einsamen Flügel vollbringt, in alle Tiefen menschlichen Fühlens taucht. Aber eines fehlt ihm: ein Erlebnis, eine Vorstellung, ein Gefühl: das derbsinnliche. Der kreisende Vogel hat keinen Raubtierschnabel und keine Fänge. Nur tragende Flügel und weithin schauende Blicke. Das ist Hölderlins Verhängnis. Wie hält bei dem jungen Schiller das Derbsinnliche immer dem Geistigen die Wage! Wie reißt ihn seine erdgeborene Leidenschaft immer wieder von verfliegenen Flügen auf den Boden zurück! Innerer Zwiespalt und harter Kampf erfolgen aus der Doppelbegabung, aber auch der Sieg und das Glück des Dichters. Hölderlin gebriecht die Begabung für die Erden Schwere, man könnte sagen: die notwendige Luft am Häßlichen. Er hat nur Sinn, keine Sinne. Wo das Sinnliche in sein Leben eintreten will, sündet es geschlossene Türen, oder besser: Mauern. Statt fest zugreifen, flieht er; statt sich der Sinneswelt hinzugeben und aus ihr Kraft zu saugen, verneint er sie. Und aus der Verneinung erwächst seine Dichtung, wie ‚Hyperion‘ und ‚Empedokles‘, so seine Lyrik.“

Den Hölderlin-Zug erkennt Alfred Kerr (Berl. Tagebl.

140) in den Physiognomien Moderner wieder: „Er selber lebt in Späteren. Riesiges Gedichte sind Hölderlin-Gedichte. (Dionysos-Dithyramben; das Lied von Benedigs Brude.) — Van Gogh, der Maler, wird Hölderlin kaum gekannt haben... und war ein Hölderlin. — Hölderlin erstand heutigen Tages in dem frühverfunten Reinhard Sorge, dem edlen Mimoserich dramatisierter Weltflucht. — Hölderlin erstand abermals in dem jung erloschenen, von der großen Zeit geschlachteten Österreicher Georg Trakl. Dieser Trakl, welcher seine Strophen ‚Sebastian im Traum‘ hieß, hat am stärksten die Hölderlinie.

Leise sinkt

Un fahlen Mauern des Olbaums blaue Stille,
Erstirbt eines Greisen dunkler Gesang.

(Das ist aber von Trakl!) — ... Um tiefsten geistert Hölderlin in der Musik. Der ebenbürtigste, der seelengleichste Klang rauscht für mein Gefühl in Gustav Mahlers ‚Lied von der Erde‘ — wenn am Schluß in erzitternden und gefestigten Menschenrufen, Menschenfragen, Menschenklagen das Wort im Raum schwebt: ‚Ich suche Ruhe für mein einsam Herz‘... Ein Wunsch in B-dur. Ein Trauermarsch ohne Marsch. Ein Sterbefang der Lebenden. Ein Lebensruf der Todgeweihten. Letzte Verkündung aller, denen gegeben ist, auf keiner Stätte zu ruhn. — Hier Hölderlin, dort Mahler — lange vor beiden erscholl der Ton: ‚Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit, und ist voll Unruhe; gehet auf wie eine Blume, und fällt ab; fliehet wie ein Schatten; und bleibet nicht.‘ — Wie eine Blume? Hölderlin hat sich mit einer Blume verglichen, die ‚in ihrem Scherben‘ auf die Straße flog. — Dort wurde sie zerstampft. Heut blüht sie weiter — die Wurzel in den Wolken.“

Vgl. auch: Will Vesper (Deutsche Allg. Ztg. 150); Kurt Martens (Münch. N. Nachr. 112/113); Ernst Ludwig Schellenberg (Hamb. Nachr. 144); Harold Schubert (Deutsche Ztg. 122); Victor Klages (Leipz. N. Nachr. 80); Hermann Rienzl (Bonner Ztg. 77); Fritz Seidenzähl (Hausfreund, Neurode 12); Friedrich Seebaß (Kreuz-Ztg. 137; Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 62; Literatur usw., Südb. Ztg. 10); Fritz Gerathewohl (Leipz. Tagebl. 133); Kieler Ztg. (22. März).

Zur deutschen Literatur

Über die Heimat Wolframs von Eschenbach schreibt Hubert Rauße (Köln. Volksztg. 226) im Anschluß an J. Kurz' „Heimat und Geschlecht Ws. von E.“ Beil. zum einundsechzigsten Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelranken. Ansbach 1916.

Über „Goethe und Arnndt“ läßt sich G. von Graevenitz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 64) vernehmen. — Eine Notiz über Goethes Sohn wird (Köln. Volksztg. 211) geboten. — Ebenda (229) schreibt Willi Kahl über Franz Schuberts Briefe und Schriften. — Sehr ausführlich handelt Anton Schloßar (Wiener Ztg. 61) über Zacharias Werner in Wien. — Eine heidelberger Wohnung Arnims und Brentands stellt Herbert Levin (Bern, Bad. Post 29) fest.

In die Briefe Roseggers an seinen Verleger Ludwig Staadmann gewährt Karl Marilaun (N. Wiener Journ. 9473) Einblick. — Ein wertvolles Gedenkblatt zu Wilhelm Holzamers fünfzigstem Geburtstag bietet Karl Neurath (Berl. Bör.-Cour. 153). — Eingehend analysiert Richard Sternfeld (Tag 63) Otto Brauns Vermächtnis.

Richard Dehmel, den Menschen, zeichnet Rudolf Voigt (Erzähler, Frankfurter Tagebl. 26). — Über Dehmels letztes Werk, die Drucklegung der Kindergebichte seiner ersten Frau („Das liebe Nest“ bei E. A. Seemann, Leipzig) wird (Frankf. Ztg. 214 — 1 W) berichtet.

Zur ersten Wiederkehr des Todestages (21. März 1919) von Karl Stamm gibt Eward Gäbler eine Würdigung des Dichters (N. Zür. Ztg. 474), in der auf eine demnächst erscheinende Gesamtausgabe von Stamms Dichtungen verwiesen wird.

Zum Schaffen der Lebenden

Franz Rieger erzählt (Deutsches Tagbl. Wien 12) aus Will Wespers Leben: „Er stammt aus einer alten Bauernfamilie im Fürstentum Waldeck, ward am 10. Oktober 1882 als Sohn eines Bauern in Barmen geboren, besuchte das dortige Gymnasium bis zur Matura, studierte dann in München Germanistik und deutsche Geschichte, war vier Jahre literarischer Beirat des Verlages Bed in München, lebte dann als freier Schriftsteller an verschiedenen Orten Oberbayerns, ist seit 1906 mit Käthe Waentig verheiratet und nunmehr Vater von vier Kindern. Vor dem Kriege wohnte die Familie ein Jahr in Florenz, wo Hab und Gut derselben zurückgelassen ist. Will Wesper diente dann in einem bayerischen Regiment und war zuletzt drei Jahre wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im preussischen Generalstab, wozu er auf Veranlassung des Kaisers berufen wurde. Seit April 1919 leitet er das Feuilleton der 'Deutschen Allgemeinen Zeitung' in Berlin (der früheren 'Norddeutschen Allgemeinen'). — In einem Briefe von seiner Hand ist am Schlusse gesagt: „Ich habe nur einen Wunsch: einmal so viel zu verdienen mit meinen Büchern, daß ich mir ein kleines, beschiedenes Bauernhäuschen irgendwo in Oberbayern kaufen könnte, mit wenig, aber gutem Land. Im übrigen gilt meine Liebe dem guten, dem besten Kerne des deutschen Volkes, an dessen Gegenwart ich nicht verzweifle, auf dessen Zukunft ich hoffe, dessen Vergangenheit ich liebe. Diese Liebe zur Vergangenheit, zur besten Tradition unseres geistigen Lebens wird man ja wohl auch in meinen Arbeiten fühlen.“ — Über Karl Röttgers Werke gibt Otto Hümmlinghaus (Rhein.-Westf. Ztg. 210) eingehend Bericht. — Ein kleiner Aufsatz über Albrecht Schaeffer (Berl. Tagebl. 150) wird mit den Worten eingeleitet: „Abwärts vom Marktgeschrei rasender Jünglinge, nichtachtend Mode, Richtung und chaotisches Programm, schaffend und schöpferisch aus ungeheurer Fülle, formend in allen seinen Werken aus schwingendem Atem attischer Rhythmus, lebt dieser Mensch und Dichter. Da er an die Öffentlichkeit trat — der Titel 'Die Meerfahrt' war unenbliches, beglückendes Ziel, bruchstückartige Gestaltung der Irrfahrten des göttlichen Dulders — war sein Werk reif. Sicheres Formgefühl, gesteigert oft zur Blendung, tief erfüllt von Erdkraft und Sonnenglut, beschwingt immer von Sehnsucht nach dem Meere, nach Ferne, schuf hier die Tragik des Odysseus Bersmaß, fließend in gleitender Bindung zu langhinschwingenden Rhythmen, aufbrennend in kurzen, geballten Zeilen, ward innerster Ausdruck. Die Strophe in Tempo immer die adäquate Form des Erlebnisses, der Reim immer die lebendige Bindung der ausstrahlenden Glut. Mit jedem Werk sammelte sich tiefer die innere Fülle, die nichts war als Griechenland: 'Die attische Dämmerung', 'heroische Fahrt'. Gedächtnisse wurden von kristallklarer Reinheit und quellender Kraft. Das Wort 'apollinisch' gewinnt bei Schaeffer als Weltanschauung, geformt, tiefere Bedeutung. Tiefer noch wird es Zukünftiges offenbaren, wenn die Umarbeitung und Neuschöpfung der Meerfahrt in Bälde erscheinen wird: 'Der göttliche Dulder'. Man fühlt hier tragisch: Das ist das Erlebnis dieses Menschen und Dichters.“ — Über Wilhelm Weigand läßt sich Hanns Martin Ellter (Rhein.-Westf. Ztg. 185) vernehmen. — Zu Emil Ercls sechzigstem Geburtstag (11. März) schreiben auch Adolf Franck (Deutsches Tagbl. Wien 11) und Rudolf Janzal (Deutsches Volksbl. Wien 11 198) Würdigungen. — Zu Paul Barschs sechzigstem Geburtstag betont Richard Rief (Sammler, Münch.-Augsb. Abendztg. 31): „Paul Barsch, den Silencron einen wahrhaften, echten Dichter, einen guten, vielerfahrenen, lustigen Menschen und einen ganzen Kerl nannte, ist am 16. März 1860 zu Niederhermsdorf in Schlesien geboren worden. Schon frühzeitig trieb den armen Jungen des Lebens Not auf die Landstraße. Als Handwerksbursche durchzog er Deutschland in die Kreuz und in die Quer, und er war gerade im Elsaß, als die in der 'Breslauer Dichterschule', einem Bunde schlesischer Literaturfreunde, vereinigten Männer ihm das Reisegeld

sandten, damit er nach Breslau komme und hier das von ihnen nach den schüchternen Einfindungen erkannte literarische Talent pflege. Seit dieser Zeit lebt Paul Barsch in Breslau in der harten Fron des Journalismus. Aber wenn ihm auch im Laufe der Jahre von vielen Seiten verlockende und ehrende Angebote gemacht worden sind, die ihm ermöglicht hätten, ein bequemeres Leben zu führen, niemals hat Paul Barsch sich entschließen können, der Heimat den Rücken zu kehren, und er hat so durch seines Lebens Wandel ein in diesen Zeiten besonders nachahmenswertes Beispiel von Heimatliebe und Heimate treue gegeben.“

Paula Ludwigs Gedichte werden (Deutsche Allg. Ztg. 147) von J. K. von Hoecklin gerühmt („Unsere jüngste Dichterin“): „Die Gedichte Paula Ludwigs sind keine Kunstleistungen im strengen Sinne des Wortes. Das Lyrische, die vereinheitlichende Harmonie fehlt. Es sind Tagebuchergüsse, die durch das rhythmische Erleben und durch die Gabe, Gefühlsmomente in feltame überraschende Bilder zu bannen, zu lyrischen Gedichten geworden sind. — Paula Ludwig, ein Kind unserer Zeit, weiß eigentlich nicht viel von jener ekklastischen Religion, der sich die Nonnen ergaben. Sie liebt nur erotisch. Aber ihre Liebe wird in ihrer Vergeistigung, die das Sinnliche mit in ätherische Höhen emporreißt, und in ihrer Verstiegenheit zur Unbetung.“ — Einen Aufsatz über Karl Leopold Mayers Gedichte „Die Wolken“ (Egon Fleischel & Co.) leitet Hans Benjmann (Tag 67) mit den Worten ein: „Eines früheren Gedichtbuches von K. L. Mayer, das den Titel ‚Von Helden, Bettlern und Christus‘ hatte, erinnere ich mich, — das damals keinen besonderen Eindruck hinterließ. Um so mehr bin ich jetzt erstaunt, ja freudig davon überrascht, wie dieser Dichter gewachsen ist, wie er jetzt erst aus ganz eigenen Tiefen schöpft und das stark Empfundene mit einer freien und kühnen Sicherheit gibt. Eine überlegene Gewalt, die zu sich hinreißt, die mit festem Griff die Realitäten des Lebens und der Natur wie das Wesentliche des Menschlichen und das Bedeutsame des persönlichen Lebens faßt, es durchaus individuell und doch zu klarer Schau und Erfüllung gestaltet, spricht selbstlicher und unmittelbar aus jedem Gedicht. Ein freies, überlegenes und doch tragisches Menschentum. Das Menschentum des Dichters. Der ohne weiteres empfundene Zauber einer starken Persönlichkeit, die mit den Geistern und Dämonen ebenso souverän umgeht, wie mit den Seelen der Worte und mit dem Sinn der Bilder und Symbole.“

Grete Urbanitzkys neuer Roman „Das andere Blut“ (Wunderlich, Leipzig) wird von A. K. Grund (Wiener Stimmen 57) als Lektüre für reife Menschen empfohlen. — Alfred Ehrmann stellt in einem Aufsatz „Zwei Geschichtenbücher“ (Morgen, Wien 194) Emil Luda's „Weltkreis“ (Schuster & Loeffler) neben Franz Rabl's „Tag der Erkenntnis“ (Fleischel) und meint: „Wenn wir von Lukas Novellenbuch aufbliden, werden wir unversehens ins Schwärmen, zu Bildern und Gleichnissen geraten. Anders bei Rabl. Hier nach Aufruhr Stille, statt Buntheit der Farbe die Ruhe des Tons, an Stelle von Sinnwirbeln die Besonnenheit. Der ‚Tag der Erkenntnis‘ zeigt, daß Rabl auch in der Erzählung nicht anders kann als im Roman. Und nicht anders will. Sein episches Temperament zwingt ihn zur Breite der Darstellung, zur Vertiefung ins einzelne, zur Synthese. Aus vielen hundert Kleinigkeiten entsteht ihm und seinem Leser das Ganze des Kunstwerkes. Er treibt die Handlung nicht, er schiebt sie nicht einmal, sie geht von selbst, stetig, Schritt für Schritt, unaufhaltsam. In der Unauffaltbarkeit liegt die Gewalt dieser Darstellungsweise. Sie zwingt den Leser, der anfangs zögernd folgte, mit dem Erzähler Schritt zu halten, neben ihm, die Hand am Armel, einberzugen, erst willenlos, dann mit Willen, stets überzeugt von der Notwendigkeit des Weges, ja von der Unerläßlichkeit der Umwege.“

Von Waldemar Dehles „Lelling“ (C. S. Beck) sagt Max Zollinger (N. Zür. Ztg. 429): „Als den großen

„Erzieher der Menschheit zur Selbstverständigung“ ruft Döhlle den Dichter des Nathan, den zukunftsgläubigen Denker der Erziehung des Menschengeschlechts herauf. Nicht den Unmündigen gehört sein reifes und kluges Buch, aber den Jungen, allen, die der Ehrfurcht fähig sind vor dem eigentlichen Wesen Lessings, das — nach Gottfried Kellers Zeugnis — „nichts anderes ist als die ewige Jugend und Geschicklichkeit zu allen Dingen, der unbedingte gute Wille ohne Falch und im Feuer vergolbet.“ — Conrad W a n d r e n s Fontanebiographie wird (Frankf. Ztg. 205 — 1 M) von Philipp Witkopp eine „umfassende, eindringliche, liebevolle und künstlerische Gesamtdarstellung von Fontanes dichterischer Entwicklung“ genannt. — Carl H a g e m a n n s neuem Buch „Spiele der Völker“ (Schuster & Löffler) widmet Norbert Jacques (N. Zür. Ztg. 521, 527) eingehende und liebevolle Betrachtung.

Zur ausländischen Literatur

Neue Strindberg-Dokumente werden von Anders Desterling (Frankf. Ztg. 236 — 1 M) erörtert. — Über Henrik Ibsens politisches Vermächtnis schreibt E. Stein (N. Wiener Journ. 9470).

Auf den wissenschaftlich phantastischen Roman des jungen ungarischen Schriftstellers Julius Ujj, „Der Radiumkönig“, wird (Pester Lloyd, 14. März) als auf ein Buch sich überstürzender Phantasmen aufmerksam gemacht.

„Aus der Küche des Wihes“ von Hans Bauer (Köln. Ztg., Lit.-Bl. 301).

„Dichtung der Jüngsten“ und „Das neue Gedicht“ von Hans Ben z m a n n (Berl. Bör.-Cour. 155).

„Zur Literatur der mythischen Märchen und psychologischen Rätsel“ von Franziska B r a m (Köln. Volksztg. 229).

„Die gotische Frage“ von Walter van den B r u d (Tag 64).

„Vom Bücherlesen“ von Hermann H e s s e (N. Zür. Ztg. 519).

„Sag-Rhythmus“ von Eduard H e n d (Frankf. Ztg. 224 — 1 M).

„Zeitgeist und Dichtung“ (zur Berufung G u n d o l f s) von Eduard K o r r o d i (N. Zür. Ztg. 485).

„Gelenk und Homunculus“ von Herbert S i l b e r e r (Frankf. Ztg. 233 — 1 M).

hatten und flachen Profile der Kinematographie. Wird die Ruhe der Natur dagegen aufkommen — oder wird die Kunst mit der Kinematographie einen Kompromiß schließen, der eine letzte naturalistische Grimasse bedeutet? Es geht nicht um mehr, aber auch nicht um weniger als um die Kunst. Siegt das Kino, dann ist die Kunst erledigt. Siegt die Natur, dann ist das Kino erledigt und Spielraum für die Kunst.

So sieht es aus. Der religiöse Antrieb blieb (von individuellen Ausnahmen abgesehen) in einem Quasi steden. Dem neuen Naturalismus sind alle Winde der Zeit widrig. Was tun? Kommen wir in die Phase, wo Naturalismus der letzte aller Trias ist? Wo Natur fabriziert wird? Oder kommen wir in ein Reich der Vegetation, wo Kunst atmen kann? Unsere Maler flohen zu den Exoten. Sie haben richtig gefühlt, daß die Figuren der Neger nicht nur äußerste Spannung der Form, sondern zugleich auch eminente Dinglichkeit, radikalste Dinggesinnung bedeuten. Eine Negerplastik ist als Tatsächlichkeit noch intensiver, noch erschreckender als das bloß eben Wirkliche. Aber was sind die Exoten in Zukunft? Kolonien. Kolonien mit Kinos und Konserven.

Der Sozialismus, der einmal eine Rettung versprach, ist mit der Revolution in seinen Bankrott eingetreten. Das Proletariat wird zur Roture.

Gibt es nichts mehr als einzelne? Als Inseln? Ist des Elends, Eiland sein zu müssen, sein Ende?

Es scheint. Aber an das letzte, was ist, muß man sich halten. Es gibt ein paar Künstler. Es gibt ein paar Menschen. Darum herum gibt es Kinos und Lebensmittelpreise. Nein: es gibt die Alten. Es gibt Bach, Händel, Haydn, Gluck und über allen Mozart; es gibt die Maler alter Zeit, deren letzte Gipfel Grünewald und Marées geheißt haben. Es gibt die Bibel und den Don Quijote. Es gibt — wenn man Glück hat — sogar noch Berge, Ebenen, Seen und Meere. Herrliche Dinge — herrliche Verführungen. Denn es käme darauf an, an ihnen nicht effektiv zu werden und in einer Zeit, die kein Objekt mehr gibt, sein eigenes Subjekt zu bleiben. Trostlos genug, daß es dazu des Raisonnements bedarf. Heil dem Moment, da es des Raisonnements nicht mehr bedürfte: denn er hätte das wirkliche Dasein und also die Kunst.

Wir warten, einzelne, befreundet, Liebhaber der letzten Dinge, die noch auf Erden sind — und zitternd bei dem Gedanken, es könne eines Tages wieder geben, was ehedem war und Kunst trug wie Früchte: Natur und Gott. Dies wäre das erste, und es wäre so wichtig, daß die Kunst daneben gleichgültig wäre. Aber eben darum würde die Kunst wieder entstehen. Ihr tiefstes Wesen ist Weisheit, nicht Zweck. Wir würden uns wahrlich an den Gedanken gewöhnen, fürs nächste ohne Kunst zu sein, wären wir nur gewiß, die Erde und den Himmel wieder zu haben.“

Echo der Zeitschriften

Der Neue Merkur. III, 10/11. Seinen Aufsatz „Die Kunst in diesem Augenblick“, der freilich in erster Linie der bildenden Kunst gilt, in erweitertem Sinn aber auch auf die Literatur Anwendung findet, läßt Wilhelm Hausenstein in die Betrachtungen übergehen: „Gibt es Natur? Wo ist sie? Wir sehen die Schieber Surrogate schieben. Aber wo sind Dinge? Wo wachsen sie? Wo wird nicht Unmögliches fabriziert? Wir sehen die reich gewordenen Proleten den Rest der Dinge auffressen, der da und dort übriggeblieben ist. Sie schieben ihre Fragen in die Falten des Hochgebirges, sie verpesten die Straße zu einer Menschenflaute, sie ver-schmieren das gute Fleisch in ihren Mäulern. Die Dinge werden ihnen gepoest; ihnen, den Kapitänen und Unteroffizieren einer Demokratie, die ihrer wert ist, steht das Theater offen, das den Don Giovanni spielt — das ihre muffigen Butterbrote von einem Kino aber nicht unterscheidet. Die Alternative ist scheußlich; die scheußlichste, seit die Welt besteht. Es handelt sich heute um Kino oder Kunst. Der Expressionismus hatte in seinen letzten Geschwindigkeiten, Zudungen, Krümmungen schon die ge-

Der grundgescheute l. 1. Schmidt-Weißensfeld gibt in seinem Aufsatz „Die Serapionsbrüder“ (Biographische Skizzen und Charakternovellen I, 171) eine kleine Anekdote, die bisher allen Hoffmann-Forschern entgangen ist und, wenn auch unverbürgt, Interesse beanspruchen darf. Weißensfelds erzählt:

„Es gab außer den bekannten Serapionsbrüdern, wozu außer Hoffmann und Devrient noch Hitzig und Chamisso gehörten, noch einen, den niemand kennt und niemand nannte. Es war dies ein Antuarus beim Kammergericht, ein origineller Mensch, der ein unendlich jämmerliches Ende fand. Der Mann hatte eine Leidenschaft für gastronomische Genüsse und opferte denselben alles, was er konnte. Er ging armselig und elend einher, aber am Ersten jeden Monats, wenn er sein kleines Gehalt bezogen, mußte er zu Habel Unter den Linden schleichen, wo er in den teuern Gemüßen des Champagners und der Delikatessen schwelgte. Drei, höchstens vier solcher Mahlzeiten, und er war mit seinem Gehalt zu Ende, war die Miete schuldig geblieben

und hungerte im wahren Sinne des Wortes, durch den Zufall elendig bis zum Ende des Monats ernährt, häufig ohne Obdach. Trotzdem fiel er, sobald er sein Monatsgehalt bezogen, wieder in dieselbe Leidenschaft, daß lustvoll bei Habel, bis der letzte Taler dabei draufgegangen war. Dieser Aktuar, dessen Passion Hoffmann kannte, war der Diener der Serapionsbrüder, wenn dieselben Montags ihre gastronomischen Schmausereien in einem Lokale der Blumenstraße hielten. Man hatte ihn speziell deshalb engagiert, um dem armen Teufel Gelegenheit zu bieten, sich alle Woche einmal auf allgemeine Unkosten in seiner Leidenschaft zu ergehen und in Delikatessen satt zu essen. Für ihn waren die Überreste der reichen Tafel und in den Champagnerflaschen. Man kann sich denken, wie glücklich der Aktuar darüber war, und wach ein Freudentag jeder Montag für ihn bildete. Indessen, Hoffmann starb, Devrient starb, die Montagschmausereien wurden eingestellt und die Serapionsbrüder der alten Zeit wurden eine Mythe. Der Aktuar verzief darüber in Trübsinn, mechanisch schlich er noch immer in den ersten Tagen jeden Monats in seine Weinhandlung, um gierig, aber scheu in einen Winkel gedrückt, sein Gehalt in Delikatessen zu vergeuden; aber die Montagschmause fehlten und mit ihnen ein großer Halt seines Lebens. Er kam so mehr und mehr herunter, der Hunger stierte aus seinen Augen und gelben Wangen, nur dem Mitleid verdankte er es, daß man ihn in seiner Stellung beim Kammergericht beließ. Eines Tages kam er nicht mehr in sein Bureau, auch den zweiten und die folgenden Tage blieb er aus. Man forschte nach ihm, ohne eine Spur von ihm zu entdecken — er blieb wochenlang verschollen, kein Mensch wußte, was mit ihm geschehen, es kümmerte sich schließlich auch niemand mehr um ihn. Endlich fand man zufällig auf einem Mißhaufen des damals noch oben köpfer Feldes seinen Leichnam von Würmern halb verzehrt — der Unglückliche war dort ohne Zweifel vor Hunger gestorben.“

Hochland. XVII, 6. Beda Prilipp beschließt seinen Aufsatz über Kurt Eisner mit der Betrachtung: „Vor einem höheren Richterstuhl befragt, was er mit seinem Leben getan habe, würde Eisner wohl antworten: Ich habe das nicht ausführen können, was ich gewollt habe. Was er in den Monaten seiner äußeren Macht zu Ende führen wollte, war aber das Unmögliche: die schaffende Volkstrakt durch Beseitigung der stehenden Heere und der Wehrpflicht freizumachen und die Geistesmächte des vierten Standes zur Herrschaft zu führen — das sind Weltenscheidungen. Sie liegen nicht im Willensbereich einer Nation, eines Staates oder gar eines einzelnen. Aber das Augenmaß zwischen dem innerlich Geschautes und den Möglichkeiten seiner Verwirklichung war ihm verloren gegangen — wohl schon ein Jahrzehnt früher. Ich glaube, die Wende liegt da, wo er in einem vertrauten Briefe ausspricht, er habe aufgehört, sich nach einem bestimmten Menschen zu sehnen: „Nur nach der Menschheit drängt sich mein Sinn, nur in ihrer Idee erfüllt sie mein Gemüt mit Wärme und Licht...“ Ihm schien's ein Zeichen des Alterns. Aber es möchte eher wohl das Merkmal der Wirklichkeitsentfremdung sein. Er spricht mit Beziehung auf Fichte von dieser Auflösung des Ich im Allgefühl der Menschheit und fügt hinzu: „So versteht man, wenn anders man selbst einen Hauch der Begeisterung für das Zukünftige, für die Erlösung des Menschengeschlechts auf Erden zu empfinden vermag, daß in dieser Vernichtung des Ichs gerade der tiefste Urquell allen tätigen Lebens strömt: das Lebensprinzip des einzelnen Revolutionärs wie revolutionärer Klassen.“ Für Eisner sind Künstler wie Philosophen, Fichte, Tolstoi, Beethoven, in einer Reihe Schauende der Wahrheit einer erlösten Welt.“

Eisner ist nur ein Zwerg im Reich dieser Großen, und allein sein Kühnes Wollen greift zu ihnen hinauf. Aber auch jene hätten nicht in die Realität führen können, was

sie dachten. Sie konnten nur Vorläufer und Wegbereiter sein. Die Vollenbenden sind aus anderm Stoff. Darin liegt eine Tragik des Menschlichen, aber auch das nie ruhende schöpferische Spiel der Kräfte, Kampf und Ausgleich zwischen der Gedankenwelt und der Wirklichkeit.“

Das Neue Rheinland. I, 8. Charlot Strasser faßt seine Charakteristik Wilhelm Schmidtbonnns in die Worte zusammen:

„Die Stärke, die Besonderheit Wilhelm Schmidtbonnns liegt für mich in der Darstellung, der Erwedung des Gefühlsmäßigen, der Affekte schlechthin. Alles baut sich in seiner Dichtung aus ihnen auf, steigert sich sehr einheitlich, eindeutig in sie zusammen. Schmidtbonn ist in diesem Sinne das Urbild des wirklichen Dichters, des irgendwie heute noch und trotz der Zeit echt romantischen Poeten. Ihm ist Dichten ausschließlich Lebensbedarf und -inhalt Aufgabe, Beruf, Priestertum. Leidenschaft stürmt aus seinem gedrungenen, gesunden Körper mit dem leicht vorwärts gestreckten, bedeutenden Kopf, mit dem eigensinnigen Naden; — rücksichtsloses Ballen der Fäuste, Brunnstschrei der verhaltenen Begierde, wenn es die Gestaltung des Stoffes erfordert.“

Das Inselstüff. I, 3. Der Schilderung eines Besuches bei Strindberg von Martin Andersen = Rex ö entnehmen wir die Zeilen:

„Er ist schön, wie er da steht — groß und mit steifem Naden, und um das Haupt flammt noch immer der Kampf. Doch die Augen scheinen zu entweichen, sie liegen tief wie zwei unruhige Quecksilbertropfen auf dem Grunde grauer Tiegel, und die Gestalt ist blau vor Frost und erstarrt.“

Wie aus der Ferne und mit geistesabwesendem Lächeln hört er an, was ich ihm zu sagen habe. Sein Geist scheint nicht mehr zu Hause zu sein, das Wesentliche seines Blickes ist anderswo; aus einer andern Welt, deren Gedanken sich nicht voraussagen lassen, starrt er mich an. Nur ein kleines irdisches Interesse scheint ihn an Ort und Zeit zu knüpfen.

„Wann spielt ihr meine Dramen in Dänemark?“ fragt er. Aber noch ehe die Antwort kommt, ist er fort; das Leben hat nicht mehr Halt in ihm, als das Kind hat, das mit seinem Blumenstrauch das Wild des Waldes an sich lockt.

„Sie sind krank,“ sage ich. „Sie müssen jetzt hineingehen.“ „Nein, bleiben Sie noch ein wenig,“ flüstert er, ohne mich zum Eintritt einzuladen; „mich friert nur etwas. Die Zentralheizung ist seit dem fünfzehnten Mai außer Betrieb, und ich habe keine Haushälterin.“ Immer noch versperrt er die Tür, über seinem Gesicht liegt ein melancholischer Zug, der tief aus dem Innern kommt. Ach, Zentralheizung tut es nicht mehr, die Einsamkeit macht ihn frieren, die Kälte des Raumes, die ihm an die Seele gedrungen ist, nachdem er den Menschen all das Seine gegeben hat. Sein ferner Blick wird durch etwas, das ich sage, festgehalten und ruht mit einem Rud auf mir. Auf dem Grunde der tiefen Augenhöhlen, die wie bestaubte Schmelztiegel sind, liegen die unruhigen Quecksilbertropfen, und unaufhörlich wechselt der Ausdruck des Häutchens. Es sieht aus, als arbeiteten sie daran, sich in Gold zu verwandeln; und im Nu sehe ich den Alchimisten, das verrückte Genie, das das wunderbare Problem lösen will, die unedlen Metalle in ewigen Stoff zu verwandeln. Dann erwacht er, grenzenlose Menschenverachtung legt sich über sein Gesicht, und das Leiden ergreift wieder ganz Besitz von seinen Zügen.“

„Aus einem Pastoren- und Dichterleben.“ (Blätter der Erinnerung an Gotthard Ludwig Rosgarten von 1758 bis 1818.) Von Maria Breithaupt (Unser Pommersland V, 11/12).

„Hölderlin.“ Zu seinem hundertfünfzigsten Geburtstag. Von E. R. Fischer (Kunstwart XXXIII, 12).

„Zu Hölderlins ‚Empedokles.‘“ Von Karl Viktor (Neue Blätter für Kunst und Literatur II, 9).

„Der Wadenroder des Griechentums.“ [Hölderlin].
Von Ernst Ludwig Schellenberg (Der Türmer
XXII, 6).

„Ein Brief Diotimas an Hölderlin.“ (Das Inselstück
I, 3).

„Johann Konrad Friedrich, ein vergessener Schrift-
steller und ein Prophet unserer Gegenwart.“ Von Paul
Holzhausen (Hochland VII, 6).

„Jean Paul als Politiker.“ Von Johannes Reicher
(Das Inselstück I, 3).

„Rüdert in Neuses.“ Von Alfred Heß (Regenbogen
XIX, 6).

„Aus Heinrich Heines Lebenszeit.“ Von Friedrich
Girih (Moderne Welt 1919, 5).

„Johannes Scherr... Ein großdeutscher Antisemit.“
Von * (Widerhall XXI, 10/11).

„Theodor Fontanes Erzählungskunst.“ Von Gottfried
Schmih (Hochland VII, 6).

„Paul Henje.“ Von * (Allgemeine Künstlerzeitung
IX, 84).

„Zum neunzigsten Geburtstag Paul Henjes.“ Von
Hans E. Trutter (Allg. Zeitung München CXXII, 10).

„Friedrich Nietzsche als Sexualthäter.“ Von H. S.
Weber (Der Türmer XXII, 6).

„Otto Weinigers Taschenbuch.“ Von Oskar Ewald
(Österreichische Rundschau LXII, 6).

„Adolf Frey.“ Von H. M.-B. (Die Schweiz XXIV, 3).

„Richard Dehmel.“ Von U. de Nora (Regenbogen
XIX, 6).

„Gustav Stille.“ Von Wilhelm Poed (Kunstwart
XXXII, 12).

„Carl Hauptmann.“ Von Hermann Dahl (Östdeutsche
Monatshefte 1920, 1).

„Gerhart Hauptmann.“ Von Werner E. Thorman
(Blätter der Schwäbischen Volksbühne I, 7).

„Gerhart Hauptmanns Märchenbüchlein ‚Hannele‘
und ‚Die versunkene Glode‘.“ Von Ernst Leopold Stahl
(Blätter der Schwäbischen Volksbühne I, 7).

„Zu Emil Erils Sedzigstem.“ Von Wolfgang Schu-
mann (Der Kunstwart XXXIII, 12).

„Paul Barsh.“ Zu seinem sechzigsten Geburtstag
Von Paul Keller (Die Bergstadt VIII, 6).

„Wilhelm Schmidts Rheinische Erzählungen.“ Von
Heinz Stolz (Das neue Rheinland I, 8).

„Hermann Stehrs Weltanschauung.“ Von Victor
Ludwig (Die Saat II, 3).

„Hermann Stehr.“ Von Victor Ludwig (Die Saat
II, 3).

„Wilhelm Schäfer.“ Von Oscar Maurus Fontana
(Der Merker XI, 6).

„Johannes Höffner.“ Von Arnold Koeppen (Unser
Pommernland V, 10).

„Reinhard Johannes Sorge und der Literat.“ Von
Karl Muth (Hochland VII, 6).

„Die Gestalt Hamlets.“ Von Johannes Schlaß
(Der Merker XI, 6).

„Zu Bernard Shaws Arzt am Scheidewege.“ Von * (Neue
Blätter für Kunst und Literatur II, 9).

„Französische Literatur in und nach dem Kriege.“
Von Sylvain Cahn (Das neue Rheinland I, 8).

„Das politische Gedicht auf die europäischen Ereignisse
von 1854.“ Von Fjodor Dostojewski (Österreichische
Rundschau LXII, 6).

„Strindberg in der Schweiz.“ Von Emil Schering
(Die Schweiz XXIV, 3).

„Theaterfragen.“ [Alfred Rarraß. Ludwig Herker.]
Von Artur Lewinnd (Kothurn 1920, 8).

„Gedanken über Theaterkritik.“ Von Paul Mito-
laus (Die neue Schaubühne II, 3).

„Literaturdrama und Spiel drama.“ Von Kurt
Singer (Der Merker XI, 6).

„Ein ungedruckter Brief Rahels an Jean Paul.“
Von Eduard Berend (Zeitschrift für Bücherfreunde
XI, 12).

„Deutschland, wo sind deine großen Dichter?“ Von
Marie Diers (Der Türmer XXII, 6).

„Die religiöse Frage.“ Von Ernst Hierl (Werden
III, 10/11).

„Dada und Expressionismus.“ Von Joseph Hund
(Allgemeine Künstlerzeitung IX, 84).

„Der Naturalismus und das Rührende.“ Von E. G.
Kolbenheyer (Bildungspflege I, 6).

„Danzig in der deutschen Literatur der älteren Zeit.“
Von Bruno Pompecki (Östdeutsche Monatshefte
1920, 1).

„Die Kunst im Nichtwirklichen.“ Von Franz Spunda
(Der Merker XI, 6).

„Theaterpolizei oder Selbsthilfe.“ Von Karl Stord
(Der Türmer XXII, 6).

„Über Kritik.“ Von Georg Gustav Wießner (Der
Bund 1920, 1/2).

Echo des Auslands

Norwegischer Brief

Beinähe neunzig Prozent von allem, was von schöner
Literatur herausgegeben wird, erscheint in den Mo-
naten November, Dezember. Von Januar bis Ok-
tober kommen hauptsächlich die billigen Ausgaben heraus,
schlechte Übersetzungen — wovon viele von Dänemark einge-
führt werden — und die zum großen Teil aus dem Eng-
lischen und Amerikanischen stammen. Zu den meistgenannten
Namen im Vorjahr wurden Bertha Rud und Phillips
Oppenheim.

Die schöne Literatur ist also hauptsächlich Weihnachts-
literatur. Nur wenige Bücher, die letzte Weihnachten heraus-
kamen, ragen aus der Menge empor. Zuerst will ich auf
die Veröffentlichungen Oskar Braatens und Kristian
Elsters eingehen.

Oskar Braaten, dessen Leserkreis bisher ziemlich
eng war, veröffentlichte zunächst ausschließlich Novellen
und Romane, die das Leben in Christianias „East End“ schil-
dern. Er steht ziemlich allein, und seine Novellen und
Schauspiele waren anfangs ganz schlicht und eigenartig.
In den späteren Jahren wurde er mehr „Künstler“ —
d. h. künstlerisch. Mit dem Roman „Ulvehiet“ (Das Wolfs-
lager) kam aber sein großer Sieg — und zwar ein wohl-
verdienter. Der Roman, der von Kindern, von armen
Kindern in den größten Mietskasernen Christianias handelt,
ist eine reizende, echte und rührende Erzählung, die seinen
Namen in weiteren Kreisen bekannt machte. Ein Roman,
der einer Übersetzung wert wäre!

Auch Kristian Elster kam dies Jahr endlich zum
Durchbruch. Schon seit vielen Jahren galt er als ein tüchtiger,
arbeitsamer Schriftsteller, der jedes Jahr Novellen, Ro-
mane, Schauspiele, ja sogar Gedichte herausgab. Endlich
hatte er mit „Min bror Harris“ („Mein Bruder Harris“),
der 1917 erschien, Erfolg — und jetzt folgt er mit einem
großen Roman, „Av skyggenes slegt“ („Aus dem Ge-
schlecht der Schatten“). Er enthält eine breite Schilderung
aus dem Leben der Beamten unter den Bauern, dem Leben
und Treiben einer Beamtenfamilie, aus dem Bürokraten-
leben Christianias. Wenn auch nicht glänzend, ist die
Schilderung doch sehr eingehend und ergebnisreich, der
Roman ist gewiß einer der besten unter unsern neuere.

Johan Bojer, der großen Erfolg mit seinen letzten Büchern „Verdens Ansigt“ und „Den store Hunger“ („Das Weltgesicht“ und „Der große Hunger“) hatte, mit denen er auch England und Frankreich eroberte, erweitert jetzt seinen Ruhm mit einem großen Bauernroman, „Dyrendal“, der nicht eben neu und originell anmutet, aber Zeugnis von außerordentlich tüchtiger und gediegener Arbeit ablegt. Überhaupt, Bojer ist kaum im modernen Sinne ein Dichter. Er ist aber gewiß einer der tüchtigsten Schriftsteller Norwegens, seine Problemromane finden ein großes Publikum, werden aber oft von der strengen Kritik ziemlich hart mitgenommen. Jedenfalls ist er einer der beliebtesten Schriftsteller geworden, dessen Bücher neben Hamsuns in den größten Auflagen verkauft werden.

Hans E. Kina schrieb wieder ein großes Werk, er ist wahrscheinlich der unbeliebteste, aber zurzeit sicher einer der größten Schriftsteller des Nordens! Neben seinen hervorragenden Schilderungen aus der Geschichte Italiens (teils in Prosa, teils im Drama) stehen seine formvollendeten Novellen und größeren Bauernschilderungen. Er ist bitter, herb, eigengeartet, phantasiereich, schreibt aber eine Sprache, die sehr schwer zu lesen ist. Das letzte Jahr erschien von ihm ein großer dreibändiger Roman, „Sneskavlen brast“ („Als die Lawine kam“).

Johan Falkberget, der wieder eine seiner altbauerischen und typisch stark-norwegischen Schilderungen herausgab, und Mikael Fönhus — ein junger Naturschilderer — hatten beide Erfolg. Für Fönhus muß man es sogar Durchbruch nennen. Er ist einer der beliebtesten Schriftsteller geworden — aber er ist nicht „literarisch“!

Von den Frauen, deren viele in der neueren Literatur vertreten sind, veröffentlichte dies Jahr Barbra Ring ein Buch, „Guldskappen“, das, wenn nicht eben bedeutend, jedenfalls viel erörtert war. Ihre Bücher sind anziehend, sie behandeln Liebesprobleme und sind in einer padenden und persönlichen Sprache geschrieben.

Auch muß man den neuen Roman des „Heimatschriftstellers“ Olaf Duun nennen, „J Blinda“ („Ins Blinde“). Er ist in neunorwegischer Sprache („landsmaal“) geschrieben und bedeutet einen sehr wertvollen Beitrag für die neunorwegische Literatur.

Die Lyrik erfuhr eine Blüte! Der schon ältere, aber noch immer „frische“ Dichter Collet Vogt, der unter dem Naturalismus der Achtzigerjahre aufwuchs, gab eine Auswahl seiner Gedichte heraus — und Olaf Bull, wahrscheinlich der größte Lyriker Norwegens zurzeit und einer der bedeutendsten Lyriker Europas, hat seine sämtlichen Gedichte (1909—1919) gesammelt. Diese zwei Sammlungen enthalten vieles von dem Besten, was die neuere norwegische Lyrik hervorgebracht hat.

Von Wildevy erschienen drei Sammlungen, zwei mit zum Teil älteren Gedichten und eine mit hauptsächlich neueren Gedichten, „Hemmelgheter“ („Heimlichkeiten“) — die zum Teil sehr schöne Verse enthalten. Neben Olaf Bull ist Wildevy das stärkste und einflussreichste Talent in der neueren norwegischen Lyrik.

Und schließlich kann man an der neuen Sammlung Arnulf Overlands nicht vorbeigehen, der bitteren und brutalen aber künstlerisch feinen Sammlung „Bröd og Vin“ („Brot und Wein“).

Mit drei dramatischen Werken, wovon zwei in Gesellschaft mit anderen geschrieben wurden, debütierte ein junger Schriftsteller, Selge Krogh. Sein eigenes Stück, die Journalistenkomödie „Det store Vi“ („Das große Wir“), hatte einen starken Erfolg und ist in Christiania ungefähr siebzehnmals aufgeführt worden. Sie wurde auch überall in den norwegischen Provinzstädten und in Kopenhagen und Stockholm gespielt. In der Tat, es war ein plötzliches Aufkommen eines neuen, unerwarteten dramatischen Talents. — Und endlich erschien von den Jüngsten

eine Reihe Bücher, auf die ich vielleicht später zurückkommen werde.

Christiania

Saaton Meyer

Französischer Brief

In der „Revue des deux mondes“ veröffentlichte Antonie Albalat einen Artikel über „Moréas et la vie de café“, der einen vortrefflichen Einblick in die literarische Bewegung der Achtziger- und Neunzigerjahre gewährt. „Es ist vollkommen wahr, daß Moréas die Nachmittage, die Abende und häufig auch die Nächte in verschiedenen Cafés verbrachte, z. B. in den Cafés: Franz' I., Bachellet, Voltaire, Gruber, Steinbach und hauptsächlich in fast allen denen des linken Ufers der Seine, vor allem dem Café Napolitain, wo er sich gern mit Silvain, Lajeunesse und Mendès zusammenfand, deren Verse er nicht gerade bewunderte, aber deren glänzende Unterhaltungsgabe und Liebe zur Poesie er schätzte. Er mißachtete die großen Philosophen nicht; im Gegenteil er verehrte Plato in hohem Maße. Sein erster französischer Artikel in der „Revue indépendante“ war Schopenhauer gewidmet; er hat über Carlyle, Nietzsche usw. geschrieben. Was die Langweile anbetrifft, die Moréas empfand, so ist folgendes in Betracht zu ziehen: es war nicht die Langweile des Müßiggängers, jenes frivolon Wesens, das für nichts Interesse hat, sondern er ärgerte sich über die langweilige Mittelmäßigkeit der Menschen und Dinge, und er hat die Melancholie der großen Seelen empfunden, die durch allzu intensives Nachdenken über Leben und Schicksal hervorgerufen wird.“

Paul Bourget hat kürzlich den fünfzigsten Band seiner Schriften veröffentlicht. Der neue Roman „Laurence Albani“ wird von Jean de Pierrefeu im „Journal des Débats“ folgendermaßen charakterisiert: „Laurence Albani die Tochter eines Landwirts, hatte in ihrem achtzehnten Lebensjahr die Zuneigung einer reichen Engländerin gewonnen, der Lady Agnes Bernham. Diese hatte ihre eigene Tochter verloren. Sie schloß sich daher an das reizende und natürliche junge Mädchen an und machte sie mit Zustimmung der Eltern zu ihrer Adoptivtochter, was ihr Zusammenreisen mit der Engländerin bedeutend erleichterte. Laurence reiste zwei Jahre in der Welt umher, hatte in Italien, England und Paris in der Gesellschaft der Frau mit sehr weichem Herzen das Leben der reichen Leute geführt und war durch ihre Manieren und ihren Geschmack eine junge Weltbete geworden. Der plötzliche Tod ihrer Wohltäterin aber, die bei all ihrer Herzengüte nicht daran gedacht hatte, die Zukunft von Laurence sicherzustellen, stieß sie in ihre Heimat zurück. Ohne Bedauern und mit großer Herzensfreude sieht Laurence ihr Vaterhaus wieder, ihre guten Eltern und Geschwister. Die brutale Vermittlung einer hartherzigen Schwester der Lady Agnes trug dazu bei, ihr das Familienleben angenehm zu gestalten. Zu dieser Zeit lernt man die Familie am Anfang der Erzählung kennen. Sie wohnte in der Gde der Provence, die sich wie ein Paradies zwischen Nîmes und Toulon ausbreitet. Laurence fand bald nach ihrer Rückkehr zwei Bewerber. Der eine, Pascal Couture, ein Jugendfreund, Landwirt wie ihr Vater, ist der gleichen Herkunft wie sie. Pascal ist nicht schön; durch einen Unfall, den er in der Jugend erlitt, wurde er lahm. Der andere Verehrer von Laurence gehörte der reichen Bürgerschaft von Toulon an. Pierre Libertad, Marineoffizier a. D., besaß vielseitige Begabung. Da Laurence von einer raffinierten und in höherer Lebensstellung stehenden Frau erzogen worden war, fühlte sie sich mehr zu den gebildeten und reichen Leuten der oberen Gesellschaftsklasse hingezogen. Sie konnte sich daher nicht entschließen, ihr Leben mit einem zwar gutherzigen aber einfachen Manne mit ländlichen Manieren zu teilen.“

Der dreihundertjährige Geburtstag von Tallemant des Réaux hat eine Reihe von Jubiläumsartikeln her-

vorgelassen. Der bekannte Kulturhistoriker Emile Magne, der wie kein Zweiter die Kulturgeschichte Frankreichs im siebzehnten Jahrhundert beherrscht, hat die ausführlichste Würdigung dieses Jubilars in der „Revue hebdomadaire“ veröffentlicht. „Talleyrand gab sich nicht damit zufrieden, die ‚Historiettes‘ zu schreiben, die all das schildern, was die erste Hälfte des Jahrhunderts an Persönlichkeiten aufwies. In den „Mémoires de la Régence“ setzte er dies weiter fort. Diese Memoiren sind heute nicht mehr vorhanden. Außerdem nahm er sich vor, eine Auswahl der Werke von Voiture zu veröffentlichen, in denen er alle Dokumente vereinigt hatte. Aber die Buchhändler, die damals das Verfügungsrecht über diese Werke hatten, verhinderten ihn an der Ausführung seines Planes. Als er die Arbeiten beendet hatte, die seine geistige Tätigkeit förderten, schickte er sich darein, wieder wie in seiner Jugend ein Dilettant zu sein, aber ein Dilettant von höherem Werte.“ — über Paul Féval, den Zeitgenossen von Alexandre Dumas, veröffentlichte Léon Saint-Baléry eine längere Studie in „La Revue hebdomadaire“ — René Doumic hat neuerdings ein Buch über Saint Simon herausgegeben, der mit dem größten Teil seines Daseins ins achtzehnte Jahrhundert fällt, dessen Werk aber erst im neunzehnten Jahrhundert bekannt wurde. Er war Offizier ohne hervorragende Verdienste und Höfling unter Ludwig XIV. ohne besondere Bedeutung. Später versuchte er, sich im politischen Leben Geltung zu verschaffen, brachte es aber nicht über mittelmäßige Leistungen hinaus. Nach dem Tode von Philipp von Orléans trat er endgültig in den Schatten zurück, aus dem er eigentlich niemals recht herausgekommen war, mischte sich wenig in die Gesellschaft und überhaupt nicht in die philosophische Bewegung unter der Regierung Ludwigs XV. und verfaßte dann in seiner unwiderleglichen Hartnäckigkeit seine schrecklichen Memoiren.“

Im „Temps“ vom 20. Januar fordert Emile Henriot, daß die Korrespondenz von Prosper Mérimée neu herausgegeben werde. „Mérimée ist wie Byron und Chateaubriand, und noch mehr wie sein Lehrer und Freund Stendhal einer derjenigen Schriftsteller, bei denen die Person und das Privatleben sowohl die Kunst als auch das Werk selbst vergegenwärtigen. Wie er der Verfasser der „Carmen“ und der „Venus d'Ille“ ist, so ist er zur gleichen Zeit Gelehrter, Archäologe, Sprachforscher, Reisender, Hof- und Gesellschaftsmensch und ein gelehrter und anregender Plauderer. In seiner Jugend war er ein Taugenichts, und die Eingeweihten kennen gewiß einige seiner Briefe an Stendhal, in denen er auf unterhaltsamste Weise jene verlorenen Abende schildert, an denen er sich in Gesellschaft der Löwen des Tages wie Musset, Delacroix, d'Alton, Sée, Mareste, Sutton Sharpe den phantastischen Freuden hingab, auf die man ratfamerweise nicht allzu großes Gewicht legen soll. Außerdem erschließt die Korrespondenz Mérimées, die in anderer Hinsicht besonders interessant ist, eine Menge der verschiedensten Dinge und ist eins der wichtigsten Dokumente des literarischen, weltlichen, politischen und wissenschaftlichen Lebens aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, dieses an Talenten und Ideen so fruchtbaren Zeitalters, den man von den letzten Jahren des Wiederaufbaus bis zum Sturz des Kaiserreichs rechnet.“

Von Neuerscheinungen sind hervorzuheben: „Paul Claudel“ von Georges Duhamel, „Paul Cézanne“ von Gustave Coquiott, „Sous le Fouet du Destin“ von André Maillet, „Charles Maurras et les idées royalistes“ von Achille Ségard, „Miroir des lettres“ von Fernand Vandérem, „Le style moderne“ von Emile Bayard, „Les métiers de la cité“ von R. P. Ruiten. Ferner folgende Romane: „L'Idée de Berthe“ von Victor Snell, „Le cabaret de la belle femme“ von Roland Dorgeles, „Récits d'autrefois“ von Paul Gaultot, „L'âme aux trois visages“ von Madame Lucie Delame Wardius.

Lugné Poë hat die Absicht, den „Père Ubu“ von Alfred Jarry demnächst wieder zur Aufführung zu

bringen. — Henri Bataille bereitet einen neuen Gedichtband vor, der demnächst unter dem Titel „La Quadrature de l'amour“ erscheinen soll.

Der Verlag von Georges Crès & Cie, 21 Hautefeuille in Paris, gibt unter dem Titel „Le monde nouveau“ eine neue Monatschrift heraus, die vorwiegend politisch und wirtschaftlich orientiert ist. Der geringe Raum, der für Kulturfragen zur Verfügung steht, wird von Vertretern des jugendlichen Worttrupps mit Darstellungen und Verteidigungen der modernen Bewegung ausgefüllt. J. Ernest Charles, Waldemar George, Gustave Kahn, Louis Bauxelles sind die hauptsächlichsten Mitarbeiter dieses Teiles. Max Elder und Marcel Barrière veröffentlichen in der „Monde nouveau“ neue epische Arbeiten. — In der Mainummer widmet André Fontainas dem verstorbenen französischen Dichter amerikanischer Nationalität Stuart Merrill eine längere Betrachtung. Stuart Merrill war durch und durch Weltmann. Seine Dichtungen sind von Walt Whitman und von Stéphane Mallarmé beeinflusst. Er gehörte zum Kreise Verhaerens und unterhielt auch freundschaftliche Beziehungen zu manchen deutschen Dichtern. Fontainas veröffentlicht Erinnerungen seiner Freunde und mehrere unbekannte Gedichte des Verstorbenen. Das gleiche Heft enthält einen wertvollen Beitrag von Chrysostome Papodopoulos über die griechische Kirche und den Hellenismus.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die da zween Herren dienen. Ein Verlegerroman. Von Julius N. Haarhaus. Leipzig 1919, Fr. Wilh. Gru-now. 379 S. M. 8,50 (11,—).

Der alte Claren, der mit seinen Romanen, Novellen und Theaterstücken unsere Großväter entzückte, war immer ein Stiefkind der Kritik und der Literaturgeschichte, die vorgeben, den Geschmack des Publikums bessern zu müssen, und deshalb immer die Autoren am schärfsten bekämpften, die in der Gunst des Lesers am festesten saßen und aus dieser von Kritik und von Literaturgeschichte selbst dann nicht zu verdrängen waren, als die zu Tode kritisierten Verfasser selbst längst tot waren und nur mehr Nachfolger in ihrem „Geiste“ schrieben. Der Fall Claren, den schon Wilhelm Hauff gründlich zu erledigen gehofft hatte, beweist diese Tatsache anschaulich. Es gibt auch heute noch keine deutsche Literaturgeschichte, in der er nicht totgeschlagen würde, und dennoch lebt er, schafft er Nachfolge, und diese erobert sich die Gunst der Menge, wie es der Ahnherr Claren tat. Das geht nunmehr seit beinahe hundert Jahren so, und noch ist kein Ende derer von Claren und Clarens Geschlecht abzusehen. Dieser Erfolg — und es ist unleugbar ein Erfolg — müßte eigentlich die Literaturgeschichtsschreiber dazu zwingen, sich den alten Claren einmal näher zu befehen. Sie kämen dann darauf, daß er besser als sein Ruf sei, daß er jedenfalls viel, viel besser sei, als all diejenigen, die nach ihm seine Geiße befruchteten. Wenn man „Die da zween Herren dienen“ las, greift man fast in Begeisterung nach einer der Mimeladen des braven Postrates Heun und kommt wenigstens zu der Erkenntnis, daß einer durchaus zeitgemäß war, wenn er edle, gute, wadere Menschen voll Sanftmut und Tugend vorführte. Wenn einer es heute tut und den ganzen Edelmutsbrei durch kitschige Tendenz noch geschmacklos macht, dann fragt man sich bloß erstaunt, wo er all diese Menschen sah, wo er sie

sprechen hörte, wenn nicht eben bei Claren. Und deshalb ist's wahrlich besser, man holt den Alten hervor, der wenigstens ein ordentliches Deutsch schrieb und keine Absicht hatte, irgendetwas zu „beweisen“, was überhaupt nicht bewiesen zu werden braucht.

Paris

Friedrich Hirsh

Die roten Bücher der Dichterabende. 1. Bändchen:

Leo Weismantel. Würzburg 1919, Patmos-Verlag. Weismantel trat, wie damals Federer, trotz seiner jungen Jahre als Reifer in die Literatur ein mit seinem Roman „Mari Madlen“, aus dem dies Büchlein den „Gang der Frauen zum Brunnen“ enthält. Es ist eine wunderzarte Legende. Neben einer kurzen Szene „Die Gattin und der Freund“ verdient noch die Novelle „Die Brotgeiger“ besondere Beachtung. Das färgliche Motiv bringt der Dichter in eine eigene, künstlerisch wertvolle, von Banalem wie von Sentimentalem freie Form. Er gehört zu den Wenigen, deren Können zukunftsfündend ist.

Die „roten Bücher“ sind als Einführung in die Werke des jeweiligen Dichters und als Programmheft gedacht, sind also eine sehr willkommene Neuerung.

Berlin-Pankow

Hans Sturm

Dichtungen und Aufsätze. Von Günther Hene. Stuttgart 1919, U. Bonz Erben. 132 S. M. 5,50.

Dieses Buch enthält auf 132 Seiten Gedichte, drei Dramen, Aufsätze politischen, kulturellen und religiösen Inhalts, ein Reichsreformprogramm, Aphorismen und „kleine Verse“. Man lacht. Aber nicht wie zu einem Wit. Wo... aus Mitleid! Einige Proben (aus den Aphorismen):

„Die Ehe ist ein Lebensbündnis.“

„Gedanken liegen in der Luft.“

„Arbeit ist Gewohnheitsache.“

als Warnung!

Berlin-Pankow

Hans Sturm

Der Schatten. Roman. Von E. Stieler-Marshall. Leipzig, Grethlein & Co. 316 S.

Frühere Arbeiten der Verfasserin beweisen ihre Fähigkeit, psychologische Analyse und stimmungswolle Natur- schilderungen zu gefälligem Ganzen zu verbinden. Das ist etwas; aber nicht viel. Denn diese Bedingungen sind nicht die, unter denen etwas Wesentliches wird. Sie mögen für einen interessanten Einzelfall genügen; das Bedeutsame, welches das Kunstwerk darüber erhebt, ruht nicht auf ihnen. So ist dieser Roman ein mit untauglichen Mitteln unternommener Versuch, ein Problem zu gestalten, das einer ganz starken Hand bedarf.

Ein Künstler — weshalb diese Ritschfigur eines herz- betörenden Musikers, dessen Geige zu singen vermag, daß „kein Frauenauge im Saal trocken blieb“, weshalb nicht ein „Mensch“? — ein Künstler also hat leichtsinnig ein liebendes Mädchen edlen Geblüts und verworren haltloser Seele in den Tod gejagt, weil er in der schlichten Reinheit eines anderen die notwendige Ergänzung seines Lebens gefunden zu haben glaubt. Als Schatten lagert die Erinnerung an die Tote über dem Glück und der Lebenskraft der Ehegatten, bis sie dem Tode ein junges Leben ent- reißen können, das zufällig in den Bamkreis des auf ihnen lagernden Schattens geraten ist. Erst diese positiv gerichtete Tat hebt die Wirkung der früheren, zerstören- den auf.

Das Problem des Romans ist im Grunde durchaus tragisch. Anatole France hat in der „Histoire Comique“ eine musterhafte Skizze für die Gestaltung eines solchen Themas gegeben. Um es in Lebensbejahung, in Synthese umzuformen, bedarf es äußerster Intensität an Kraft und Glauben. Ein Fremdkörper, der in den Blutlauf eines Menschenlebens eingebracht ist, kann nicht durch Zu- fälligkeiten, durch Dinge und Menschen außerhalb der Sphäre dieses Lebens, also nicht durch einen neuen Fremd-

körper ausgetrieben werden. Die Gesundung kann nur von innen heraus wachsen. Hierin aber versagt die Ver- fasserin vollständig. Sie umkleidet ihren Mangel an Kraft mit jener sentimentalen Unwahrhaftigkeit, die höheres Leben vorgibt, ohne die Größe des sachlichen fassen zu können. Die ausgetretenen Pfade einer schlechten Feuilletonistik er- weitern sich hier in die breiten Geleise rühfelliger Familien- erbauung. Es fehlt dem Roman jede Leidenschaftlichkeit der inneren Schau, und damit fällt seine Existenzberechtigung.

Düsseldorf

S. W. Reim

Ein Volk am Abgrund. Von Rudolf Heubner.

Leipzig 1919, L. Staadmann. 310 S. M. 6,50 (9.—).

Ein weitläufiges historisches Gemälde: Genua und Venedig im Kampf. Um Venedig schließt sich der Ring seiner Gegner und nach anfänglichen Erfolgen kommt es, zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, in die größte Be- drängnis, aus der die Fähigkeit, sich zu erneuern, und die innere ungebrochene Kraft den Staat retten. In breiten farbenreichen Zügen ist dieser Untergrund gemalt, von dem sich die Hauptgestalt, Marc' Antonio, der lebenshin- strömende, junge Patrizier, der sich nach schicksalsschweren Irrungen in der Not des Vaterlandes unter dem Einfluß der sittstrengen, herben Palma, zu sich selbst zurückfindet, wirkungsvoll abhebt. Sein Schicksal ist ungewöhnlich mit dem Cassandras verknüpft, einer unbekanntem Sclavin, der Tochter des berühmten Hauses Imperiali in Genua. Aus der leidenschaftlichen Liebe, die sich in Haß und Eifer- sucht verkehrt, wird Cassandras Todeschicksal geboren, das Marc' Antonio von einer Fessel befreit, als er sich mit dem Gedanken trägt, sie durch Verrat abzustreifen. Auch ihn rafft der Tod dahin, und der innerlich beherrschte Cavalli führt Palma, die ihm wessensverwandte Tochter des venetianischen Admirals Zeno, heim, um die Marc' Antonios letzte Liebe glutvoll kresse, und deren herbe Frauenhoheit ihn aus allen Wirnissen zur Ruhe in sich selbst geführt hatte.

Das gestaltenreiche, oft padende historische Bild Heub- ners dürfte manchen Leser schon durch den Titel auf die Gegenwart hinweisen, aber der Roman bleibt zu sehr im Historischen verhaftet, um mehr zu sein als ein histori- scher Roman, lebhaft geschrieben, leicht zu lesen —; aber jede symbolische Steigerung, die Vergangenheit und Gegen- wart verknüpfen könnte, fehlt.

Köln

Paul Bourfeind

In nordischer Wildnis. Streifzüge und Streiflichter.

Von Arthur Schubart. Leipzig, E. Ungleich. 164 S. Geh. M. 4,50. Pappbd. M. 5,50. Leinen M. 7,50.

Schubart, der als Jagdschriftsteller wohl bekannt ist, führt den Leser in die Wildnis Norwegens. Mehr ab- handelnd unterrichtet er in drei einleitenden Abschnitten über die nordische Landschaft und ihr Wild, über Hütten, Führer und Hunde. Dann folgt eine Skizzenreihe, in der Schubart Eindrücke und Erlebnisse formt, Jagden auf Elche und Bären, Schneehühner und Walbhühner, außerdem Szenen von der Fischerei. Schubart ist mehr sinnender Be- obachter und Naturverehrer als Jäger; er betreibt offen- bar das Weidwerk nicht als Selbstzweck, sondern als natürlichsten Zwang, mit der Natur in unmittelbarer Berührung zu bleiben. In seinen Bildern ist auch nicht allein das Jagdliche, sondern vor allem das Wesen der wechselnden Landschaft, die Stimmung der Natur künst- lerisch fesselnd geschildert. Wie groß tritt uns in den Skizzen die erhabene, weltentrückte Bergsamkeit des nordischen Hochfjelds entgegen! Ob Schubart die Schwer- mut des norwegischen Bergwaldes, ob er Nebel- und Hochmoorstimmungen, Seen oder Wasserfälle oder die bange Stille der menschenfernen Mittagseinsamkeit zu ge- stalten sucht, immer ist er der Dichter, der diese Erde liebend mit der Seele sieht.

Frankenthal

Karl Huber

Binde. Ein Buch von Bienen und Menschen. Von Else v. Holten. Berlin, August Scherl G. m. b. H. 133 S. Ein Titel, der einen leisen Duft von Poesie mitbringt. Die Bienen! Blütenschwere Bäume, bunte Wiesen, Blumen mit süßem Nektar auf schwankem Stengel, ein schläferndes Summen wie ein Wiegenlied am Mittag, der herb-süße Geruch von Honig... solche und ähnliche Bilder, die unerschöpflich Stimmung spenden, füllen das Bewußtsein. Es wäre nach Maeterlinck ein dankbarer Versuch, die Poesie des Immenlebens in eine neue künstlerische Form einzufangen. Else v. Holten will den Versuch nicht unternehmen. Sie bietet vielmehr eine zarte Liebesgeschichte, mit der liebevoll gearbeitete Bilder aus Bienen- und Imkerleben gleichlaufen. Das Buch atmet eine einfach-harmlose Freude an Natur und Landleben.

Frankenthal

Karl Huber

Ebba Enevolds Liebe. Roman. Von Wilhelm Lobstien. Hamburg 1919, Richard Hermes, 370 S. M. 9,— (12,—).

Der Roman erschien als zweiundsiebzigster Band der „Niederdeutschen Bücherei“. Also Heimatdichtung. Das ist, als Nebenweck, sympathisch, darf aber nicht im Sinne einer captatio benevolentiae gewertet werden. Er spielt in Nordschleswig. Erinnerungen an die große Zeit der Befreiungskämpfe um das „up ewig ungedeckt“ leben noch unter der älteren Generation seiner Menschheit. Wer deutsch im Sinne der Volksgemeinschaft als einer großen Familie empfindet, wird seine Wehmut um ein Verlorenes mit in die Blätter dieser Erzählung tragen.

Das alles macht leider noch kein Kunstwerk aus. Und Lobstiens gut gemeinte Geschichte ist auch keines. Hier handwerkelt ein Nachfahre einer großen Tradition, und wenn man den naheliegenden Namen eines Sturm beschwört, tut man es schon mit dem Gefühl eines Unrechts wider heilige Manen. Denn hier wird nur das Unzulängliche Ereignis, es wuchern alle wilden Schöplinge des Romanhaften im übleren Verstande des Worts. Es liegt im niederdeutschen Wesen ein Hang zum Balladesken, wie er in alten Liedern, Volksesängen, in einer einsamen, äußerlich starren, innerlich sehr empfindsamen und empfindlichen Menschheit durch Generationen sich bewahrt hat. Werden derlei Elemente in die geloderkere Form des typischen Familienblatromans verpflanzt, so kommt ein ziemlich unerfreuliches Geräch zustande. Die Weite des ursprünglichen Gefühls, die heroische Geste einer gewissermaßen vorhistorischen Zeit will dann weder mit dem Alltag der Umwelt, noch mit der Ausdrucksfähigkeit des Erzählers selbst zusammengehen. Das Resultat ist für den Empfindlicheren das der unfreiwilligen Lächerlichkeit.

In diesem Buch also gehen die keuschen, herben Frauen auf den Stelzen der nordischen Ballade. Sie lieben den einen und einzigen, der sie verrät, und wenn sie gar Ebba Enevold heißen, ein Name, der nach dem Stabreim ruft, dann enden sie auf einsamer Insel, in freudloser Pflichte, und der Geliebte wird als Schiffbrüchiger nach Jahren ans Land geworfen, und die stolz Entsendende stürzt sich von einem Leuchtturm in die brandende See. Großtaufleute und Schiffsreder aber spekulieren am Rande des Bankrotts mit dem Untergang versicherter Last auf seeuntüchtigen Schiffen, während brave Sargmacher und ein um seine Liebe betrogener Bruder sich verlassener Kinder des dennoch Plettegegangenen annehmen. Dazwischen sind ein paar schlichte Menschengestalten, die Lobstien so trefflich gelungen sind, daß man dieses vor sich selber kontrollose Talent um ihre Willen wieder lieben möchte. Ein an sich immer noch unzureichender Grund, diese Romane zu schreiben und zu drucken...

Hamburg

Fritz Ph. Baader

Fremdes Herdfeuer. Roman. Von Felix Janoske. Leipzig 1919, Fr. Wilhelm Grunow. 336 S. M. 9,— (11,50).

Das Ganze nennt sich „Roman aus einem Offiziers-Gefangenenerlager“, in dem sich Russen, Franzosen und

Engländer befinden, die auf Ausbrüche sinnen, Fluchtversuche machen, wieder eingebracht werden. In unsern Zeiten da das Los des Gefangenen erschütternder als je durch infernalische Grausamkeit eines Siegers uns anspringt, erwarten wir etwas anderes als Geschwätz. Jede Zeile eines Briefes, die mir täglich zu Gesicht kam, rafft entsetzlicher alle Not, alles Leid, alles Wirrsein ihrer Herzen zusammen, als dieser weit-schweifige, inhalt-reich-gehaltlose Roman. Die Verquickung mit Liebesgeschichten, das Preisgeben von Sentenzen und Ausprüchen geschieht mit solcher Banalität, die nur einer ungeheuren Verantwortungslosigkeit entspringen kann. Da der Roman außerordentlich überflüssig ist, ist nichts mehr darüber zu sagen.

Berlin

Guido R. Brand

Germaniens Götter. Von Rudolf Herzog. Leipzig 1919, Quelle & Meyer. 214 S. Geb. M. 6,—.

Die Widmung zeigt deutlich genug, wohin der Weg geht: „den Nachkommen Hermanns des Cheruskers“. Das heißt immer noch in dem Sinne seines erhabenen Gedichtes an den ehemaligen deutschen Kronprinzen: „Immer feste druff“. Rudolf Herzog gehört nicht mehr zu den Menschen, die aus der Entwicklung der Geschichte viel lernen, und so halte ich diese Befehreibung und Sühilberung unserer Ur-ahnen, aus der wir lernen sollen, daß wir aus den rauhen Wäldern Germaniens stammen, lernen „mit dem Stolz, der allein die Kraft verleiht, ein Volk zu sein und keine Sklavenherde von Mantelträgern und kriechenden Liebedienern“, (siehe „Immer feste druff“), mehr für die Erledigung eines Verlegerauftrages. Rudolf Herzog hätte diesen Satz einige Jahre früher aussprechen und das vorliegende Buch gar nicht erscheinen lassen sollen. Nur die Hartnäckigkeit des Unbelehrbaren konnte die Verse sehen:

„Zeitzeit, Schwertzeit — Windzeit, Wolfzeit!
Wiederum heute, wie zu der Urväter Zeit.“

Es hilft vielleicht nur eine Warnung an die anderen: wir haben auch noch andere Väter.

Berlin

Guido R. Brand

Neuer Frühling. Ein Buch von deutscher Wanderlust. Von Paul Georg Münch. Magdeburg 1919, Carl C. Alog. 246 S.

Was diese Geschichte von zweien, die sich auf der Wanderschaft durch Deutschlands Gauen kennen und lieben lernen und die auch der härtesten Prüfung standhalten, so liebenswürdig macht, ist der ehrliche Glaube an Deutschlands Zukunft, so trübe die Gegenwart auch sein mag, und die Begründung dieses Glaubens in dem Glauben an die Jugend. Es werden hier keinerlei soziale und politische Theorien und Utopien geboten, sondern der Erzähler läßt uns einfach fühlen: solange wir noch eine Jugend haben, die wirklich jung ist, kann uns „nix g'schehn.“ Und der Held des Romans, der junge Künstler, der noch am letzten Tage vor der Waffentreckung zum Krüppel geschossen wird, wird zum Symbol des verelendeten, gebemühten, zerquälten Deutschlands, das sich aber doch wieder aufraffen muß, wie Lierd Frensing sich aufrafft, weil in ihm etwas ist, was nicht getötet werden kann. Diese Grundstimmung des Buches ist das Wesentliche und Wertvolle; sie wird getragen und gestützt durch manche frische lebendige Schilderung, manche gut gesehene und gut gezeichnete Figur. Und demgegenüber verschlägt es wenig, daß der Humor manchmal recht naiv, die Kriegsgewinnlertypen stark karikiert und die Situationen nicht immer ganz wahrscheinlich sind. Es ist der Ton, der die Musik macht.

Leipzig

Arthur Luther

Die Höllmühle und andere Erzählungen. Von Oskar Schwär. Görlitz, Verlag der Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. 248 S. M. 7,—.

Fast eine jede dieser sieben, zumeist freundlich harmlosen, bisweilen auch tragisch zugespritzten oberlausitzer Dorf-

geschichten würde einem guten Familien-Kalender Ehre machen. Die Umschlagzeichnung des Illustrators Glauber verheißt freilich einen anderen Inhalt. Da sieht der rote Junfer Satan mit Hahnenfeder und Pferdefuß leidhaftig da und wiegt höhnisch grinsend eine kleine Mühle in der Hand. Entweder hat Herr Glauber von der sechsten Novelle, die dem Ganzen den Titel gibt, nur die Überschrift gelesen und diese auf gut Glück illustriert, oder er macht sich mit dem Leser einen teuflischen Scherz. Gerade die „Höllmühle“ läßt nämlich an ungemütlicher Biederkeit nicht das mindeste zu wünschen übrig. Ein kreuzbraver Müller hat seine kreuzbrave Tochter, ohne sie viel zu fragen, einem kreuzbraven Kaufmann aus der Stadt verlobt. Nun aber verdingt sich eines Tages ein ganz ungewöhnlich kreuzbraver böhmischer Knecht in der Mühle. Er ist ein wahres Arbeitsgenie und macht sich bald dem Meister ebenso unentbehrlich wie der Tochter. Die städtische Verlobung steht als kleines Sorgenwölchchen am heiteren Liebeshimmel der jungen Leute. Denn der ehrenhafte alte Müller hat ja dem Kaufmann sein Wort gegeben. Indessen löst sich auch dieser „Konflikt“ ohne großes Gewitter. Knecht und Meisterstochter werden mit dem Segen des Vaters ein glückliches Paar. Daß der schon lange kränkelnde Alte vorher noch sterben muß, ist gewiß nur ein betäublicher Zufall. Sollte sein Hinscheiden etwa die Strafe des Himmels für seinen „Vorbruch“ darstellen, so würden Schuld und Sühne kaum im rechten Verhältnis zueinander stehen. Diese einfache Geschichte wird, wie die anderen, mit frischer Behaglichkeit vorgetragen. Die Ausnahme von der Regel macht das erste Stück der Siebener-Reihe. Es heißt „Die Diefel“ und berichtet von einem Pferde, das gleich seinem Besitzer in den Krieg muß. Unbeschädigt an die gewohnte Krippe wieder heimgekehrt, verweigert es jegliche Nahrungsaufnahme, weil sein geliebter Herr, den die Kriegsfurie getötet hat, nicht mehr da ist. Die vielgetreue Diefel soll deshalb vom frommen Knechte Gustav zum Schlächter geschafft werden. Der aber führt den Auftrag nicht aus, sondern schreibt dem neuen Gutsbesitzer in einem wehmütigen Abschiedsbriefe: „wenn die Diefel nicht mehr lebt, lebe ich auch nicht länger, ich habe ja sonst niemanden auf der Welt.“ Dann geht er zum Leich und ertränkt sich. Solche die aufgetragene Sentimentalität paßt aber kaum zum Wesen eines dichtenden „Heimatkünstlers“, als welcher Oskar Schwär von mehreren ihm wohlgekannten Beurteilern ausgerufen wird.

Breslau

Erich Freund

Unseres Herrgotts Kostgänger. Geschichten aus Kindheit, Schule und Leben. Von Laurenz Riesgen. Köln 1919, J. P. Bachem. 250 S. M. 5,— (6,40).

Ein Buch harmloser Geschichten, in denen sich rheinische Art anheimelnd und oft recht herzlich spiegelt. Schicksale biederer Menschen und liebenswürdiger Räuze, Kindheits-erinnerungen, Schelmenstreiche von Schulkindern, Anekdoten. Das Buch erinnert in seiner warmen, altfränkischen Art ein wenig an Zerkaulens „Spitzweggasse“, doch ist es stiller und veronnener, ohne dessen leichteren Charme und losen Übermut. Es ist eine jener zahlreichen Schriften guter Leute und mittelmäßiger Musikanten, die man ohne inneren Gewinn liest und denen man doch nicht gram zu sein vermag.

Seifriedsberg i. Mngäu Max Fischer

Das glückliche Eiland. Roman. Von Paul Oskar Höder. Berlin und Wien, Ullstein & Co. 188 S.

Bücher dieser Art, die dem lesenden Publikum zur Freude und Billigung geschrieben wurden, können des chaotischen Auftriebs künstlerischer Probleme getrost entbehren. Die Tönung ihrer Fabeln, die Geruchsamkeit ihrer Idyllen, der heldenhafte Schwung ihrer Leidenschaften verweisen sie insgesamt in die Bezirke einer Mentalität, die schönen Gemütswallungen, schmerzlosen Tränen immer zugänglich ist. Irgendwie entsprechen diese Menschen, die das Wechselspiel von Größe und Entfugung, tiefgrün-

diger Sächlichkeit, treuherziger Unzulänglichkeit agieren, einem allgemeinen Bedürfnis. Es wäre ebenso anmaßend wie überflüssig, mit sauertöpfischem Eigensinn eingelebte Kreise zu fördern, als Kritiker päpstlicher zu sein als das Volk, dem diese Lektüre Genuß und Erhebung bedeutet. Auch „Das glückliche Eiland“ von Paul Oskar Höder ist ein Buch für Tausende, die nach der lustlosen Arbeit ihres Berufes gern den Schicksalen willfährig stilisierter Romanmenschen nachgehen und sich vom Dichter für Augenblicke der Entspannung eine Welt heroischer Steigerungen erschließen lassen. Es wird seine Mission in jeder Hinsicht erfüllen.

Prag

Paul Leppin

Ein paar Frankfurter und andere Humoresken. Von Hermann Wagner. (Hesses Volksbücherei Nr. 1262). Leipzig, Hesse & Becker.

In diesem Bändchen hat Hermann Wagner eine Reihe seiner rühmlichst bekannten Satiren vereinigt. Sie geizeln mit oft beißendem Wit „echt russische“ Zustände (von denen man heute in Deutschland allerdings nicht mehr mit der früheren ungetrübten Freude hört, da auch bei uns in der letzten Zeit manches „russische“ Anstrich erhalten hat...). Abgesehen hiervon aber liest man die kurzen amüsanten Geschichten von dem russischen Spion, dessen Wit, in einem Bändchen, in dem angeblich ein Paar Frankfurter sich befinden, wichtige Papiere sich von seinem Komplizen übergeben zu lassen, lägliche mißlingt, von dem undenkbarsten Fall, daß ein russischer Gouverneur ein reines Gewissen hat, und dem Justizbeamten Leo Filippitsch, der sich ein Amt erschläft, usw. mit großem Behagen, und man freut sich wieder über die Schilderungskraft Hermann Wagners, der mit wenigen Strichen Menschen und Dinge anschaulich vor den Leser stellt. Nachhaltige Eindrücke vermitteln diese Skizzen zwar nicht, doch lag dies ja wohl auch nicht in der Absicht des Verfassers.

München

Hermann Weid

Wolf Dietrich. Roman. Von Erhard Buschbed. Leipzig und Wolgast, Rentaur-Verlag. 202 S.

Was ein Roman haben sollte: epische Breite, hat dies Buch nicht. Es ist absolut lyrisch. Und das Tragische eines Schicksals entsteht auch nicht aus Verkettungen und Verstrickungen, sondern aus rein lyrischen Verträumtheiten. Im Mittelpunkt, nein: allein in diesem Buch steht ein junger Erzbischof, der die Leibhaftigkeit seines irdischen Daseins vergißt und sich Wohnung in Luftschlossern sucht. Er zerbricht am Alltag, an der Divergenz seiner und der ihn umgebenden Welt. Man spürt wohl mitunter den starken Willen eines Helden: aber er ist nicht in der Lage, diesen Willen zu gestalten, in die Tat umzusetzen. Dieser Fehler teilt er mit dem Verfasser des Buchs, dem vielleicht ein expressionistischer Roman vorschwebte: leider standen ihm aber nur kühle Impressionen zur Verfügung, und dort, wo der Roman Temperatur bekommt, zerfließt er sofort ins Lyrische.

Hier ist der Fall eines auf falschem Gebiet angewandten Könnens, der Fall einer überschätzten Kraft: sowohl beim Verfasser als beim Helden.

Mannheim

Paul Nikolaus

Steinacher Leute. Kleinstadtgeschichten. Von Ferdinand Madlinger. Konstanz i. B., Neuß & Itta. 155 S. Geb. M. 3,50.

Der Verfasser offenbart in den kleinen Geschichten einen guten Blick für die Schwächen und Wunderlichkeiten seiner lieben Mitmenschen, einen liebenswürdigen Humor und eine von billigem Spott freie Ironie. Das alles aber genügt noch nicht, um das Interesse an den Harmlosigkeiten, die er bietet, wachzuhalten, da er rein stofflich über belanglose Stammtischergeschichten nicht hinauskommt. Hier und da zeigen sich Ansätze, die die Hoffnung erwecken, es könnte dem Autor einmal eine vergnügliche Darstellung deutschen Kleinstadtlebens gelingen; in den „Steinacher

Deut" erfüllt er diese Hoffnung noch nicht, und darum lag für die Herausgabe dieses Büchleins keine Notigung vor.

Kiel

Wilhelm Lobsien

Dr. Horstgast und seine Gäste. Roman. Von Georg Schmidt-Wolff. Altenburg S.-A., Friedrich Otto Müller. 355 S.

Ein wunderliches Buch! Die Handlung ist kitsch, ein uralter, verbrauchter Familienblattromanstoff: ein einsamer Gelehrter verliebt sich in ein Mädchen, das ihm aus einem vorüberfahrenden Eisenbahnzug zunicht. Das Mädchen sitzt ihm von Stund an so fest im Herzen, daß er, von gelegentlichen Entgleisungen abgesehen, keine andere Lieben kann; aber der Zufall ist so liebenswürdig, daß er die beiden nach Yren und Wirren zusammenführt. Verlobung, Hochzeit, Schluß! Wie gesagt, stofflich fürchterlich. Aber die humorvolle Darstellungsweise, die Fülle lustiger Gestalten und Einfälle, die prächtige Schilderung der Natur, der Tierwelt, überhaupt alles Drum und Dran ist so köstlich, daß man dem Verfasser schmunzelnd überall hin folgt und selbst die entsetzlichen Kalauer, die er einstreut, gern mit in den Kauf nimmt. Man spürt überall, daß ein wirklicher Humorist die Feder führt, der zwar noch nicht souverän über seinem Stoff steht, aber aus großer Fülle schöpft und der daher auf ein neues Werk begierig macht.

Kiel

Wilhelm Lobsien

Novellen und Skizzen. Von Walter Henrich. 1. Bb. Leipzig, Kienin-Verlag. 104 S.

Der junge Verfasser dieser Novellen ist ohne Frage ein ansprechendes Talent, das freilich vorläufig noch im ersten Stadium des Anfängertums steckt. Es fehlt ihm noch an Originalität in Erfindung und Ausdrucksform, er ist noch auf der Suche nach seiner Eigenart begriffen. Immerhin zeigt er eine Eigenschaft, die sich nicht erlernen läßt: nämlich angeborene Kultur, die ihn vor stilistischen Entgleisungen und Geschmackslosigkeiten in der Fabel bewahrt. Eine starke, eigenwüchsige Begabung ist freilich nicht vorhanden, aber hier scheint ein Talent für den besseren Unterhaltungsroman heranzureifen, und das ist auf alle Fälle eine erfreuliche Entdeckung; denn Schriftsteller, die den Leser mit Geschmack zu unterhalten verstehen, sind bei uns in Deutschland an den Fingern einer Hand heranzuzählen.

Charlottenburg

Heinz Michaelis

Klaus van der Meer jr. Roman. Von Karl Mezger. Leipzig, Kienin-Verlag. 196 S. M. 3,50 (5.-).

Ein harmloser Unterhaltungsroman, der ohne alle literarischen Ansprüche auftritt. Der Verfasser gibt ein behagliches Gemälde deutscher Bürgerlichkeit, das in seiner Art etwas Anheimelndes an sich hat. Die Gestalten sind lebendig gezeichnet, und ein frischer Humor gibt dem Buch einen kräftigeren Grundton. Hausmannskost für den deutschen Familientisch, an der sich wenigstens niemand den Magen überladen dürfte.

Charlottenburg

Heinz Michaelis

Mondschein und Siebeldächer. Von Ludwig Bäte. Osnabrück 1919, J. G. Riesling. 78 S.

In reinem Naturgefühl wurzelt die Kunst dieses Dichters. Der Zauber der mitteldeutschen Landschaft, die stumme Poesie der Kleinstadt ist in den anspruchslosen Stimmungsbildern eingefangen, die er in diesem Bande vereinigt hat. Dieser Dichter ist unberührt von aller Problematik der Großstadtseele; er erlebt die Natur und gestaltet sein Erleben in schlichten Klängen. Er hat nichts von der sich selbst bespiegelnden Art eines Jungnidel, dessen Naturhaftigkeit durch einen fatalen Beigeschmack von Feuilletonismus verfälscht ist; ein ursprüngliches Empfinden, eben die Gabe, die den echten Dichter macht, lebt in ihm und zwingt ihn, mit ruhiger Selbstverständlichkeit zu künden, was ihn innerlich bewegt. Ein nicht großer, aber

echter Künstler, der für unsere Literatur unbedingt einen Gewinn bedeutet.

Charlottenburg

Heinz Michaelis

Altösterreichische Erzähler. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 332 S. M. 5,- (6,80).

Aus unserm alt'n Wien. G'schicht'n in der wiener Mundart. Von Gustav Andreas Kessel. Wien 1920, Waldheim-Eberle A.-G. Leipzig, Otto Klemm. 177 S. M. 5,- (10,-).

Der Band „Altösterreichische Erzähler“ vereinigt Novellen von Schreyvogel, Grillparzer, Seidl, Halm und Stelzhamer. Zusammengestellt ist er von Adolf Bartels, und damit erklärt es sich, daß Halm gleich mit zwei Erzählungen zu Worte kommen konnte, während unter anderen, die unberücksichtigt blieben, auch einer der feinsten Erzähler des alten Wien, Ferdinand Kürnberger, der Aufnahme nicht gewürdigt wurde. Denn an ihn mag Bartels nicht erinnert werden, seitdem ihm in seiner „Literaturgeschichte“ das Mißgeschick widerfuhr, diesen Urvater und Urvater für einen Juden auszugeben. Dem Bande, der die alte wiener Novellistik zu retten versucht, wünsche ich zahllose Leser, rate ihnen aber, sich an die dargebotenen Novellen und nicht an die sehr flüchtige Einleitung von Bartels zu halten, die immer wieder durch das einschränkende „doch“ — es kehrt beängstigend häufig wieder — eher gegen als für diese Erzählungskunst einnimmt. Geradezu erschreckend wirken aber die Stillsigkeiten und grammatischen Verstöße Bartels, u. v. a.: „Ein bißchen hat der Dichter bei der Schöpfung dieser Gestalt auch vom Eigenen benutzen gekonnt“, „der Gesamteindruck ist ein tief ergreifender“, „man schaue die sieben Erzählungen dieses Bandes einmal nebeneinander“ — wie das physisch möglich sein soll, wird leider nicht gesagt. Daß die altwiener Novellistik die Schilderung des Grauligen liebte, hat mit dem Gegensatz von Kunst und Leben gar nichts zu tun. Sie, die eine Entartung der verfallenden Romantik darstellt, genügt einfach den Sensationsbedürfnissen der Leser, wenn sie ihnen schauerliche Schilderungen darbot. — Den Novellen des reiflichen Bandes wird nach hunderten Jahren wohl kein Sammler der wiener Erzählungskunst die Ehre antun, sie neu zu beleben. Kessel schrieb eine Art Beschwerdebuch, worin er — „springgiftig“, wie man in Wien sagt — alles eintrug, was ihn ärgerte. Und was ärgert ihn nicht! Über das ganze Buch, das erträglich wäre, wenn es nur ein wenig von Humor durchwärmt wäre, brauchte man kein Wort zu verlieren, wenn man den Kessels nicht einmal sagen müßte, daß sie, und nur sie, die Hauptschuld an dem Verderben tragen, das über Wien hereinbrach. Zudem diese Spießer und Bananen seit mehr als einem Jahrhundert jedem Einbruch freieren Geistes in Wien ängstlich widerstrebten, führten sie Verfall und Ende dieser Stadt herbei, das — trotz dem Kriege — nie so erschreckend gewesen wäre, wenn Wien nicht lange vorher geistig und moralisch dem Untergange zugeführt worden wäre.

Paris

Friedrich Hirth

Der Weg zum Himmelreich. — **Der Tellertanz.** Von Hans Raitchel. Leipzig, Paul List. 314 S. M. 6,50 (8,50).

Auf seinem leichtfertig erworbenen Grundstück, das den schönen Namen „Himmelreich“ führt, baut der Martin, der wie der Schusterhans aus einem der früheren raitchelschen Erzählungen drei Ehegesponsen gehabt hat, für sich und seine Marget ein eigenes Haus, das nach kurzer Freude die beiden in Sorge und Not stürzt und verschuldet, daß zuerst er und dann sie aus dem diesseitigen Himmelreich ins jenseitige verpflanzt wird. Und als Dritter sucht und findet der Heiner, Martins Kind aus zweiter Ehe, dem die Marget eine wahre Mutter gewesen ist, den Weg zum Himmelreich. Die hauptsächliche Urheberin des ganzen Unglücks ist die Schwiegermutter Rigga, eine immerhalb ihrer Sphäre fast dämonische Natur, die mit der sichersten realistischen Charakterisierungskunst gezeichnet ist.

Auch sonst bewährt sich Raitzel wieder als trefflicher Volksschriftsteller, der die Anschauungs- und Handlungsweise von Bauern und häuerlichen Handwerkern aufs treueste wiederzugeben versteht, wenn er sie vielleicht auch stellenweise ein zu gebildetes Deutsch reden läßt. Hans Raitzel bedeutet für das Frankenland etwas ähnliches wie Alfred Bod für das Hessenland. Auch er bannet seine Gestalten und deren Schicksale streng an die heimatische Scholle mit ihren eigentümlichen Überlieferungen und Gepflogenheiten. Im „Weg zum Himmelreich“ ist das herrschende Motiv der Aberglaube, über den sich der Verfasser nicht etwa spottend oder belehrend hinwegsetzt, der von ihm auch nicht widerlegt wird, vielmehr durch die Geschehnisse Recht erhält. — Die Dorfgeschichte „Der Tellertanz“, die der längeren Erzählung beigegeben ist, geht aus einer noch ernsteren, ja unheimlich tragischen Tonart. Wie ein Toter seinen Schatz, der sich einbildet, man habe jenen lebendig begraben (was der Autor absichtlich im unklaren läßt), nachzieht, ist meisterhaft dargestellt, so daß ein Schauern durch die Gebeine des Lesers geht.

Kohlr-Stuttgart

K. Krauß

Der unbekannte Gott. Roman. Von Laurids Bruun. Deutsch von Julia Koppel. 2 Bde. Berlin 1919, Morawe & Scheffelt. 332 u. 429 S. M. 20.—

Morawe und Scheffelt bringen das — in mehr als einem Sinne — gewichtige Reise- und Kulturwerk Laurids Bruuns. Der dänische Dichter schenkte uns bisher nur kleine, fast kokette Romane, die dennoch alle aus derselben tiefen, sehnsuchtsvollen Idee kamen. Alle waren weltflüchtig, alle suchten, den Westen abschwörend, das unbekannte Land befreiter Menschlichkeit. Schon ihnen war der namenlose Gott Ziel. Nun hat Bruun, alle Spielerei hinter sich, das Thema mit inbrünstigem Ernst aufgenommen und verfolgt seine Idee, seinen Gott durch Welt- und Seelenräume, bis er ihn findet. In schmerzlicher Gestalt. Aber was ist Erfüllung je anderes als Schmerz — wenn auch Schmerz, der Flügel an den Schultern ist.

Zuerst glaubt man: dieser Roman ist ja nichts als ein Vorwand für eine Reise-, Sitten-, Kultur Schilderung. Studien aus dem Orient, die das Oberflächliche schnell verlassen und politische Konflikte, religiöse Strömungen verfolgen, sollen aus irgenwelchen Rücksichten anziehender gemacht werden durch novellistische Einleitungen, ja selbst durch Anspinnen einer Art Detektivromans, durch phantastische Abenteuer, als die uns allerdings selbst die banalen Realitäten des Orients erscheinen. Hunderte von Seiten lang gibt es so nichts als stilistisch und inhaltlich ausgezeichnete, an Beobachtungen fruchtbarste Kulturbilder — ist man aber am Ende der siebenhundertfünfzig Seiten, so wird einem tief bewußt, welche Fülle erschütternden Menschentums, welche Kämpfe seelischer Entwicklungen in dem Buche sich bergen.

Der Amerikaner Ralph Cuning, der Erbauer einer Bräde, deren gigantische Großartigkeit ihr den Namen der „Himmelsbräde“ gibt, verläßt mit fünfunddreißig Jahren NeuYork, Arbeit, Bureau, um das wahre Leben zu suchen. (Als ob dieses außerhalb der Arbeit läge! Als ob unser höheres Ich, unser Gott-Ideal, das ja nur sublimiertes Ich ist, anderswo als in unserer schöpferischen Tätigkeit läge!) Aber Ralph, der Millionär, hat seit seinem vierzehnten Jahr gearbeitet, er weiß von der Liebe nichts als die täuschlichen Freuden — und so sucht er denn, unter dem Namen, schließlich nichts anderes als die Liebe. Raum in Konstantinopel, begegnet ihm das Leben: Liebe, Politik, Religion; Frauenentführung, Flucht; moslemitische Gelehrsamkeit, Weisheit der Parsen, dazu die glühende Landschaft, die Sitten der Urvölker, die Umtriebe alter Sekten, neuer Parteien; Reise von der Türkei nach Indien. In diesem Chaos der Erlebnisse erscheint dem hirtkühnen Amerikaner die Frau seiner Seele. Helen Herz ist Dänin und auf der Suche nach dem unbekanntem Gott, dessen Mätre sie in den Tempeln findet, aber sie sind von ihm

verlassen. Er spricht nicht zu ihr, bis sie den Menschen begegnet, in denen er lebt. Und mit deren Hilfe schreitet sie den Weg der Läuterung. Das ewige Licht ist das Ziel, und es kommt in die Seele wie das Kind in den Mutterleib. Durch Empfängnis. Aber die Augen sind ein Hindernis des Sehens. Und was dem menschlichen Auge verborgen ist, das sieht der Blinde besser als der Sehende. Blindheit ist der Preis der Erkenntnis, und so erblindet Helen mit freudigem Herzen. Als sich die Welt um sie verdunkelt, geht ihr das Licht auf. Sie hatte den unbekanntem Gott gesucht, Ralph das Wesentliche und Wertvolle im Leben; diese beiden großen Sucher mußten sich begegnen, da ihre inneren Wege ineinander mündeten. Und sie begreifen nicht im Mann und nicht im Weibe, im Menschenpaar wird das Leben vervollkommen und geht den Weg zu Gott.

Vielleicht handelt es sich nicht darum, ob die Menschen dieses Romans die letzte Rundung des Lebens, die letzte Überzeugungskraft der Lebendigkeit haben: sie sind wie Symbole menschlicher Entwicklung überhaupt, nur die sinnfälligen Projektionen seelischen Geschehens. Ein philosophisch-metaphysisches System, eine Weltanschauung hat hier Laurids Bruun statt in wissenschaftlichen Formeln in diesseitigen menschlichen Vorgängen entwickelt und auf diese Weise ebenso leichter genießbar und begreifbar wie praktisch überzeugender gemacht. Zu dieser Philosophie des Lichts kommt hinzu der ungewöhnliche Reichtum der Kenntnis des Orients. Und Bruuns künstlerisches Vermögen ist stark genug, aus Kenntnis und Erkenntnis eine volle Harmonie zu bilden. Wer Frieden des Gemüts schon genug besitzt, um sich in Geduld diesen beiden Bänden hinzugeben, wird belohnt durch das reine Licht hoher Menschlichkeit, das aus diesem Buch beglückend auf ihn fällt.

Freiburg

Kurt Münzer

Hellenen und Barbaren. Roman aus der Zeit der Perserkriege. Von Sophus Michaelis. Deutsch von Ida Anders. Berlin 1920, Erich Reiß. 309 S. M. 10.—

Sieben Jahre oder länger hat Sophus Michaelis nichts von sich hören lassen. Aber er hatte auch einen langen Weg zurückzulegen. Zum letzten Male sahen wir ihn 1812 an der Berezina, wo er an den weißen russischen Horizont die Riesensilhouette Napoleons malte — in unvergeßlicher Eindringlichkeit der Linien und Stimmungskraft —, und jetzt ist er gewandert, an Christi Geburt vorbei nach Griechenland, bis Marathon und Termoplyä und Salamis.

Ein ungeheures Wissen ist ihm geläufig geworden wie die Kenntnis seiner eigenen Zeit. In den fünfundzwanzig Jahren griechischer Geschichte, in denen sein Roman spielt, steht an historischen tatsächlichen Daten nicht allzu viel; aber um so grenzenloser fast muß das Wissen von der Kultur, dem Geistes- und Gemütszustand dieser Zeit sein. Es galt nicht, Menschen unserer Tage in Chiton und Peplos zu stecken, in die Palästra zu stellen und mit lichten Göttern zu mischen. Des Dichters Ehrgeiz war: den Menschen von damals aus sich heraus erheben und verstehen zu lassen; war: zweitausend Jahre auszulöschen und uns zu überzeugen: Ihr lebt unter Hellas Himmel, im Schatten der Akropolis, bei den Festspielen Olympias. Und — wir leben! Sophus Michaelis vermag es: er breitet seinen Zauberteppich unter uns, und wir landen in Sparta.

Nichts von historischem Roman der alten Schule! Noch vor dreißig Jahren wäre diese Art Roman aus dem Altertum unmöglich gewesen. Aber inzwischen gab es Wassermann, gab es Kusmin, Anatole France. Michaelis hat in der Verlebendigung legendärer Geschichte das Höchste erreicht. Er hat hundert nackte Sätze Überlieferung zu einem blühenden, glühenden, wogenden Vorgang ausgestaltet. Mancher wird in diesem Roman zum erstenmal Griechenland empfinden. Aus einer Schulfabel wird überwältigendes Leben.

Michaelis benützt das Schicksal eines arkadischen Hirten, um an ihm eine Schicksalsepöche Griechenlands abzurollen. Der schöne Narcissos kommt von den Weibetrifften seines Vaters als Adoptivsohn eines Lacedämoniers nach Sparta,

wird auf Staatsbefehl Vater — Gatte einer Frau, die er in Dunkelheit erkennt, liebt, aber nie wieder sieht — aus griechischem Trotz und Stolz — wie Griechenland seine Staatsgesetze, hatte es auch seine feierlichen Formen. — Dann stirbt er mit Leonidas bei Thermopylä, wo Xerxes, Asien, das Barbarentum das Tor von Hellas jerschmettert und seine fleischliche Uppigkeit durch das vergeistigte zuchtvolle Land wälzt.

In der Mitte des Buches kauft Afiens Maul und Bauch auf. In berückend großartigem Kontrast türmt sich die Hofhaltung des Xerxes dem stillen Glanzbild Griechenlands gegenüber auf. Ein allerhöchster Name schlägt an: Flaubert... „Salambo“, die ungeheuerste kunstgewerbliche Arbeit in der Literatur... In seinen Kapiteln aus Asien hat Michaelis ein Gegenstück dazu geschaffen, eine schriftstellerische Leistung großer Art. Flaubert läßt tühler als Michaelis: das Bewußtsein, einem Kunstwerk (einem gigantischen) gegenüberzustehen, verläßt uns bei ihm nie. Michaelis hat mehr vermenscht, mehr beseelet. Das Buch ist frei von Schilderung, alles ist in Bewegung, Handlung, Vorgang aufgelöst. Und daher seine erstaunliche Lebendigkeit. Überlieferte Worte stehen in den Reden seiner Menschen, und fast findet man sie mühsam: so natürlich sind sie im Ganzen aufgegangen. — Sieben Jahre Arbeit — und das Resultat: dreihundert gedruckte Seiten. Aber sie werden bestehen.

Freiburg

Kurt Münzer

Verschiedenes

Geschichte des deutschen Mittelalters. Von Hubert Rauße. Regensburg 1920. Josef Habel. 384 S. M. 7,50 (10,—).

Eine in bestem Sinne volkstümliche Geschichte Deutschlands bis 1500. In gutem Deutsch geschrieben, der Stimmung nach gut deutsch und nach seiner Weltanschauung gut katholisch, wird das mit sechzehn charakteristischen Federzeichnungen Walter Bertrams geschmückte Buch ganz von selber seinen Weg machen. Die Betonung des Kulturgeschichtlichen kommt der Forderung des Tages ohne Popularitätshascherei geschickt entgegen; wertwürdigerweise ist (ähnlich wie in der „Weltgeschichte“ Yords von Wartenburg) nichts über die Erfindung der Buchdruckerkunst und ihre umwälzende Bedeutung zu finden. Das Urteil des Verfassers ist gesund. Durchdrungen von der Notwendigkeit des Wiederaufbaus, wird er fast sogar dem Reformator Luther gerecht (nur hätte er ihn auf S. 360 nicht zum „Dominikaner“ machen sollen!). Das Ganze hat die Eigenschaften eines großen, zielbewußten Wurfes. Daher verzichte ich darauf, um Einzelheiten zu rechten. Nur möchte ich beiläufig darauf aufmerksam machen, daß die süddeutsche Verwendung von „neuerdings“ so viel bedeuten soll wie von neuem, wieder; dann aber stoßen wir in der letzten Zeile der Seite 303 auf eine Tautologie. Auf S. 315 muß es in Zeile 16 vor heißen (statt „von“). Aufgefallen ist mir auf S. 214 ff. die Benennung des letzten Staufers, Friedrich II. Roger; üblich ist sie jedenfalls nicht. Sonst aber und im übrigen betone ich gern und unumwunden, daß die klare Sprache und das behändige Deutlichkeit dieser Geschichte der ersten anderthalb Jahrtausende deutschen Lebens gerade wegen ihrer natürlichen Schlichtheit viele Herzen gewinnen werden. Und es schadet gar nichts, wenn sich darunter prozentualiter auch ein paar protestantische befinden sollten.

Grunewald-Berlin Hans F. Helmolt

Der Tod des Abendlandes. Gegen Oswald Spenglers skeptische Philosophie. Von Felix Emmel. Berlin 1919, Hans Robert Engelmann. 22 S. M. 1,20.

Die vom Verleger-Wunsche „Reihenweise ins Schaufenster!“ an das Sortiment gelieferte Buchbinde behauptet, Emmels Abhandlung sei „die erste Schrift gegen Spengler“. Das vom Dezember datierte Vorwort spricht dagegen; damals lagen schon verschiedene kategorische Ab-

lehnungen von namhaften Vertretern der Wissenschaft vor. Das ist aber gerade das Merkwürdige an der ganzen Erscheinung: je energischer die Historiker und die Vertreter verwandter Disziplinen von dem methodisch unzulänglichen „Untergang des Abendlandes“ abrüden, desto glänzender kommt er in Ausnahme bei der großen Masse der gebildeten Laien. Und eigentlich hätten gerade diese allen Anlaß, die Folgerungen Spenglers zu verdammen. Denn letzten Endes lähmen sie den doch so nötigen Aufbau. Von diesem Gesichtspunkt aus wendet sich namentlich Emmel mit scharfem Rüstzeug gegen den pessimistischen Skeptizismus Spenglers. Das unverbogene jugendliche Gefühl hat nach ihm ein volles Recht darauf, der gleichenden Geistreichelei des jüngsten Modephilosophen den Rücken zu kehren. Und das wird sich nach meiner festen Überzeugung sofort geltend machen, wenn nur erst der Schlussband des Werkes vollständig in den Händen der Leser sein wird. Nach dem als Sonderdruck vorausgeschickten Kapitel „Preußentum und Sozialismus“ zu schließen, wird sicher sehr viele von denen, die dem ersten Band kritillos zugejubelt haben, beim zweiten Band ein blaßes Entsetzen erfassen. Rabunds erschrodener Artikel im „Achtuhrabendblatt“ vom 20. Februar ist ein überaus bezeichnender Vorläufer dieser sich anbahnenden Erkenntnis. Diese Wendung hat direkt etwas Tragikomisches an sich.

Grunewald-Berlin Hans F. Helmolt

Rheinische Volkskunde. Von Adam Wrede. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Leipzig 1919, Quelle & Meyer. 249 S. M. 10,—.

Die Volkskunde, eine der jüngsten Wissenschaften, auf deren Bedeutung für die Literaturgeschichte August Sauer immer wieder nachdrücklich hinwies, hat sich in zwei Jahrzehnten einen Platz an allen deutschen Hochschulen gesichert, aber grundlegende Darstellungen sind immer noch sehr selten. Um so freudiger muß man dieses neue Werk des rheinischen Gelehrten begrüßen, das eine von Prof. Dr. Fr. von der Leyen herausgegebene Sammlung „Deutsche Stämme, Deutsche Lande“ sehr vielversprechend eröffnet. Das auf Grund umfangreicher Quellenstudien und eingehender Beobachtung in jahrelanger Arbeit gereifte Werk gibt ein abgerundetes Bild rheinischen Volkslebens, soweit es Wrede in seine Darstellung einbezieht, das ist das Gebiet der ehemaligen Kurfürstentümer Köln und Trier mit Koblenz, der Reichsstädte Köln und Aachen und der Herzogtümer Jülich, Alevs und Berg, jener Gebietsteile also, aus denen in der Hauptsache die heutige, sprachlich nicht einheitliche Rheinprovinz erwuchs. Daß man dem niederfränkischen Volksteil im Norden des Rheinlandes, der in manchen wesentlichen Beziehungen den Niedersachsen verwandt ist, in der vorliegenden „Rheinischen Volkskunde“ begegnet, wird man um so freudiger empfinden, als er — mit guten Gründen — in Dito Laufers „Niederdeutscher Volkskunde“ übergegangen ist. Wrede untersucht Siedelung, Hausbau und Tracht, Sprache und Dichtung, Glaube und Sitte, setzt sie in Beziehung zueinander und würdigt ihre Eigenart nach Gebühr. Selbstverständlich werden Alltag und Festzeit, die augenfälligste Dominante der Volkskunde, liebevoll geschildert und mit einer Menge guter Abbildungen belegt. Die ältere Vergangenheit, die meist nur mühsam zugänglich ist, wird hier zum erstenmal mit strengen wissenschaftlichen Belegen und weitgehend herangezogen. Infolgedessen sind denn auch Quellen benutzt, insbesondere archaische, die bisher überhaupt noch nicht oder nur in vereinzelten Fällen für die Volkskunde fruchtbar gemacht worden sind. Diese Darstellung des rheinischen Volkslebens und Volkswesens, die von reichen Proben mundartlicher Dichtungen und Sprachweisheit durchzogen ist, wird neben ihrem besonderen Wert auch in mancher Hinsicht Quellenwert haben, weil die politischen Verhältnisse unseres Reiches und insbesondere des Rheinlandes sicherlich starke Änderungen im Volksleben und seinen Ausprägungen hervorrufen werden.

Bremen

Karl Neurath

Kritik der dreifachen Revolution. Von Waltherr Rathenau. Berlin, S. Fischer. 125 S. M. 2,25.
Die neue Gesellschaft. Von Waltherr Rathenau. Berlin, S. Fischer. 102 S. M. 2,—.

Die zwei letzten Schriften Rathenaus sind in ihrem Charakter ziemlich verschieden, so rasch sie sich folgten. Die erste ist der Ausdruck der Enttäuschung und vielfacher Bitterkeit über den Ablauf der Revolution, die zweite ist erneut bei einer optimistischeren Wertung der kommenden Dinge angelangt. Die Revolution „aus Versehen“ spaltet sich in die der Ränkne, des Güterausgleichs und der Verantwortung und bleibt in Unfertigkeit, Halbem, Ausweichendem stehen; daß dies so kommen würde, war außer den begeisterten Literaten, die rationalistisch ihre Welten erfinden, eigentlich von vornherein klar. Denn eine Revolution, die mit einer Militärabotage beginnt und dann nach ihren Führern sucht, ist von vornherein zur Ideenlosigkeit verurteilt. Daß Rathenau so scharf in seinem Urteil wird, zeigt, wie lange er selber in allen Schmerzempfindungen ein Glaubender gewesen. Er hängt dieser Kritik eine „Apologie“ an, eine persönliche Verteidigung gegen die Befehdung, die einen scharfen Unterschied zwischen dem Sozialethiker und Wirtschaftsreformer einerseits, dem Privatmann und A.-E.-G.-Präsidenten andererseits feststellen will; sie mag für die interessant und wichtig sein, die der Mann mehr beschäftigt als sein Werk. Sehr angenehm zu lesen sind die Abschnitte nicht. Das zweite Büchlein ist sachlich schlichter als sein etwas anspruchsvoller Titel. Nach einer Beschreibung, zu welchen Zuständen zwangsläufig die deutsche Verarmung führen wird, entwirft er das Bildungsprogramm, das neue positive Werte inmitten des Zusammenbruchs aus dem Volke herausheben soll. Gut und schön. Denen, die praktisch in solcher Bildungsarbeit gestanden sind, noch ehe Volkshochschule ein Modewort wurde, sagt Rathenau hier nichts neues. Aber sie begegnen ihm gern auf diesem Weg.

Berlin

Theodor Heuß

Deutsche Trostbriefe. Hrsg. von Rudolf Krauß. Stuttgart, Julius Hofmann. 220 S. M. 7,— (10,—).

Eine Sammlung von Briefen von Luther bis zum ausgehenden neunzehnten Jahrhundert, in denen bedeutende Männer und Frauen bei traurigen Gelegenheiten, insbesondere bei schweren Verlusten, teilnehmende und aufrichtende Worte an die Hinterbliebenen gerichtet haben.

Aus eigener Erfahrung weiß jeder, daß es nichts Schwereres gibt, als bei so traurigen Anlässen ein Wort zu finden, das den Hinterbliebenen in ihrem schweren Leid etwas zu geben vermag. Da ist es nicht nur interessant, sondern lehrreich und ermutigend, zu lesen, wie die Größten des Geistes in solchem Falle sich geäußert haben.

„Nach dem Schmerz, dessen er fähig ist, beurteile ich den Menschen,“ hat einmal Hebbel gesagt, und dies Wort gilt als Motto für die ganze Sammlung dieser Briefe von Luther, Friedrich dem Großen, Gellert, Lessing, Goethe, Schiller, Herder, Ernst Moritz Arndt, Beethoven, Bettina von Arnim, Mendelssohn, Wagner, Bismarck, Kaiser Wilhelm I. und vielen anderen. Jeder äußert sich nach seiner Individualität und seinem Temperament: knapp, bis zur Kargheit dieser, voll, ja, schwülstig in den Worten jener. Der eine sucht die Gedanken abzulenken, der andere wühlt sich förmlich in die Schmerzensempfindungen des Trauernden hinein, mit ihm klagend und weinend. Hier finden wir den Hinweis auf Gottes aufrichtende Gnade, auf ein tröstendes Weiterleben oder Wiedersichsehen, dort werden an Stelle der religiösen philosophische Trostgründe angeführt. Oberes wird auf die alles heilende Zeit, auf die nüchternere Vernunft hingewiesen; was irgend in solchen Fällen zu sagen ist, wird ausgesprochen. Oft fühlt man es deutlich, wie das warm mitleidende Herz, oft auch wie Sitte und Herkommen die Feder führen. Gerade diese Unterscheidung drängt sich in diesen Briefen auf. Man liest vieles mit viel Kunst und Geschick, ja, mit merkbarer Freude an den eigenen Worten Geschriebenes, man liest anderes aus tief-

ster Seele Strömendes, bei dem man die Liebe und den Schmerz des Schreibers aus jeder Zeile weinen und klagen hört.

Alles in allem wird diese Sammlung deutscher Trostbriefe nicht nur ein literarisches und ästhetisches, sondern auch ein innerliches, seelisches Interesse auslösen.

Danzig

Arthur Brausewetter

Sendeschreiben / in welchem erwiesen und dargethan / daß die öffentlichen Bücher-Auctiones denen Gelahrten nicht allein schimpflich / sondern auch höchst schädlich und nachtheilig sind; Worinnen zugleich die List und der Betrug so dabey vorgehet, offenbahret und an Tag geleyet wird. Mit einem Nachwort von Fedor v. Zobelitz. Dem „Berliner Bibliophilen-Abend“ gewidmet von Oskar Rauthe, Verlagsbuchhändler und Antiquar. Berlin-Friedenau 1919.

Ein hübsches Fündlein ist hier zu tröstlicher Belustigung der Bücherfreunde, die sich auf Bucherauktionen über allerhand zeitgemäße Mißstände geärgert haben oder gar geprellt worden sind, in treuer Nachahmung des alten Drudes wiedergegeben. Es ist ursprünglich das 11. Kapitel eines anonymen Werkes, „Der Gott und Menschen wohlgefällige Christliche Rauffmann“, von dem bisher nur zwei Exemplare (eins in der Berliner Staatsbibliothek), bekannt geworden sind. Sein Hauptinhalt ist ein Gespräch zwischen einem Magister und einem Doktor, der einen Traktat über die heillosen Zustände bei den Bucherauktionen geschrieben hat und über die Mittel, ihnen künftig vorzubeugen. „Natürlich“, sagt Fedor von Zobelitz in seinem Nachwort mit beißender Ironie, „ist zwischen den Bucherauktionen von 1718 und 1919 durchaus kein Vergleich zu ziehen. Zwei volle Jahrhunderte liegen zwischen damals und heute. Heute gibt es keine Preistreibereien, wie Doktor Blume sie schildert, und es ist ganz ausgeschlossen, daß man auf einer Auktion ein Buch kauft, das man im Handel noch für die Hälfte des Preises beziehen kann; heut gibt es auch keine Büchersnobs und keine Marchands-Amateurs, keine Pfsucher in das Geschäft anderer — heut geht es überall zeitgemäß zu, d. h. nach Recht und Gesetz und im höchsten Grade anständig.“ Der Autor selbst aber läßt seinen Doktor auf den Einwand des Magisters, „die Auktionierer könnten es übel aufnehmen, daß er sie den vagierenden Glücks-Täpffern (Lotteriespielern) vergleiche“, erwidern: „Wer sich getroffen findet, mag sich's immerhin annehmen und sich bessern, die redlichen meine ich nicht.“

Stettin

Erwin Aderknecht

Nachrichten

Todesnachrichten: Leo Birinski, der durch sein bühnenwirksames Drama „Moloch“ bekannt geworden ist, ist nach einer Meldung vom 22. März freiwillig aus dem Leben geschieden, ein Schritt, zu dem uneinlösbare pekuniäre Verpflichtungen die Ursache abgegeben haben sollen. Birinski hieß mit bürgerlichem Namen Ottes und war aus Tschernowitz gebürtig.

Karl Trotsche ist nach einer Meldung vom 25. März ein Opfer der revolutionären Bewegung geworden. Er wurde in seiner Tätigkeit als Administrator auf dem Gut Bülow bei Crivitz von Männern, die auf das Gut einbrangen und die Auslieferung der Waffen verlangten, niedergestreckt. Die mecklenburgische Literatur verliert in ihm, trotzdem nur zwei Bände von ihm gedruckt vorliegen, einen hervorragenden Vertreter. Sein 1913 erschienener Roman „Söhne der Scholle“ darf als literarische Leistung bewertet werden.

Sophie Sommering ist nach einer Meldung vom 26. März dreundachtzigjährig in Frankfurt a. M. ge-

storden. Sie war am 14. April 1838 in Mainz als Tochter des Naturforschers Theodor v. Soemmerring geboren und hat unter dem Pseudonym Artur Halbing zahlreiche Romane und Novellen, die der Unterhaltungsliteratur angehören, verfaßt, auch eine Sammlung von Gedichten herausgegeben und ist mit ihrem Volksstück „Der verlorene Sohn“ auf die Bühne gedrungen.

Paul Haller ist achtunddreißigjährig nach einer Meldung vom 12. März in Zürich gestorben. Er war Lehrer am aargauischen Lehrerseminar in Wettingen und hat ein Mundartdrama, „Robert und Marie“ (1916), verfaßt, das nach der „Neuen Zürcher Zeitung“ als Dichtung im strengsten Sinne des Wortes zu gelten hat.

Hermann Oldenberg ist fünfundsiebzigjährig am 27. März in Göttingen gestorben. Er war 1854 in Hamburg geboren, wo sein Vater als Seelforger und Inspektor am Rauhen Hause tätig war. Er hatte in Berlin unter Weber und Kirchhoff studiert, sich hier 1879 habilitiert, war zehn Jahre später Professor in Kiel und 1908 ordentlicher Professor in Göttingen geworden. Seine Hauptwerke sind „Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde“, „Religion des Veda“, „Die Literatur des alten Indien“, „Die Lehre der Upanishads und die Anfänge des Buddhismus“. In einem Nachruf auf Oldenberg in der „Frankfurter Zeitung“ vom 26. März sagt H. Vommel: „Es darf als innerer Wesenszug dieses großen Forschers hervorgehoben werden, daß er bei aller hingebenden Bemühung um das indische Geistesleben im Herzen kühl bleibt... Das Mystische bleibt ihm fremd, sein Wesen ist kritische Klarheit.“ Oldenbergs darstellerische Kunst ist jedenfalls sehr hoch einzuschätzen, sein „Buddha“ gehört zu den Büchern, auf die Deutschland auch in stilistischer Hinsicht stolz sein kann.

Wilhelm Bouisset ist nach einer Meldung vom 12. März fünfundsiebzigjährig in Gießen gestorben. Er war als Sohn eines Pastors in Lübeck geboren worden, hatte in Erlangen, Leipzig und Göttingen studiert, war 1889 Privatdozent in Göttingen, später Professor in Gießen geworden. Er war einer der überzeugtesten Führer der religionsgeschichtlichen Schule und hat mit Gunzel zusammen „Die Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments“ herausgegeben. Sein Hauptwerk ist das 1903 erschienene Buch „Das Wesen der Religion“.

Moritz Benedikt, der Herausgeber der „Neuen Freien Presse“, Wien, ist nach einer Meldung vom 25. März einundsiebzigjährig gestorben.

Hans Heinrich Reclam, der Mitbegründer der Universitätsbibliothek, ist am 31. März neunundsiebzigjährig in Leipzig gestorben.

Am 1. Februar verschied in Prag der Begründer der tschechischen Orientalistik, der Universitätsprofessor Dr. Rudolf D o r á k; er erreichte ein Alter von neunundsiebzig Jahren. Seine umfassenden Studien erstreckten sich auf das ganze Gebiet der islamischen Kultur sowie auf das chinesische Geistesleben und liegen in zahlreichen deutsch geschriebenen Abhandlungen vor; allgemeinen Aufsehen seine dreibändigen „Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionen“. Seine mustergültigen Umdichtungen der alttestamentlichen Werke, vorzüglich der Psalmen, kamen der tschechischen Literatur sehr zufluten.

Federigo Tozzi ist nach einer Meldung vom 25. März einer Lungenentzündung erlegen. Er stammte aus Siena und hat sich als Redakteur der „Domenica del Messaggero“ dann als Schriftleiter der in Siena erscheinenden katholisch-imperialistischen Zeitschrift „La Torre“ kümmerlich durchs Leben geschlagen. Als Romanschriftsteller war Tozzi zuerst 1917 mit seinem Roman „Bestie“ hervorgetreten. Seine späteren Bücher „Con gli occhi chiusi“ und „Tre croci“ haben sein literarisches Ansehen gefestigt.

Frau Humphry Ward ist am 25. März neunundsiebzigjährig in London gestorben. In den letzten Jahren fast

vergessen, hatte sie ihrerzeit zumal mit ihrem Roman „Robert Elsmere“ denkbar größten Erfolg errungen, der freilich weniger der literarischen Qualität des Buches, als dem gedanklichen Inhalt und der Tendenz zu danken war. Frau Humphry Ward, die sich auch als Philanthropin ausgezeichnet und eine lebhafteste Agitation gegen das Frauenstimmrecht entfaltet hatte, hat nach „Robert Elsmere“ noch eine Reihe größerer Romane, u. a. die „Geschichte des David Grievie“ veröffentlicht, die ihrerzeit viel beachtet wurden, den Erfolg des „Robert Elsmere“ aber nicht erreichen konnten. Mary Augusta Arnold, wie der Mädchenname Humphry Wards lautet, war als Enkeltochter des bekannten Historikers Thomas Arnold am 11. Juni 1851 in Hobart (Tasmania) geboren, war aber bereits als fünfjähriges Kind nach England gekommen und hatte sich 1872 mit dem Schriftsteller Thomas Humphry Ward vermählt. Am Tage vor ihrem Tode war ihr von der Universität Edinburgh das Ehrendoktorat verliehen worden.

*

Den unwürdigen Zuständen an der Berliner Universität auf dem Gebiete der deutschen Literaturwissenschaft ist ein Ende bereitet worden. Friedrich Gundolf und Julius Petersen haben einen Ruf als Nachfolger von Erich Schmidt erhalten. Die Wahl beider darf als ein Zeichen besten Verständnisses für die Bedürfnisse der Zeit und die Forderungen der Wissenschaft begrüßt werden.

Franz Schulz, bisher ordentlicher Professor an der Universität Straßburg, ist der Lehrstuhl für deutsche Literaturgeschichte an der königsberger Universität angeboten worden.

Zum Wettbewerb der „Schriftstellerzeitung“ in Weimar, die mit dem zusammengebrochenen weimarer Schriftstellerbund in keinerlei Verbindung steht, wird mitgeteilt, daß der Einsendungstermin für Romane auf den 30. April festgelegt worden ist. Die Bekanntgabe der preisgekrönten Werke wird am 1. Juli d. J. erfolgen. Fünf Verlagsanstalten haben sich bereit erklärt, die preisgekrönten Werke zu übernehmen.

Die gründende Hauptversammlung der Franz-Reim-Gesellschaft, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Werke des Dichters den breitesten Schichten des deutschen Volks zugänglich zu machen, seine Wohnung in Brunn am Gebirge so lange als möglich zu erhalten und den Lebensabend der Witwe sorgenfrei zu gestalten, hat am 13. April 1919 stattgefunden. Zum Vorsitzenden wurde Rudolf Rauthmayer, zu dessen Stellvertretern Hofrat Dr. Gustav Lippert und Sektionschef Dr. Arnold Kraßny gewählt.

Richard Dehmel genoß in der tschechischen Literatur eine Beliebtheit, mit der sich keiner unter den jüngeren deutschen Dichtern messen kann. Zahlreiche von seinen lyrischen Gedichten liegen in tschechischen Übersetzungen vor und Namen wie K. S. Neumann oder Ottokar Fischer zeugen vom Werte dieser Umdichtungen; eine breit angelegte Auswahl seiner Lyrik hat der Dichter Lothar Suchy für den Druck vorbereitet. Ebenso ist seine erzählende Prosa für Kinder ins Tschechische mehrmals überseht. Nachhaltig und günstig wirkte der Einfluß seiner Poesie auf tschechische Schriftsteller, dem sich auch so eigenartige Künstler wie Sova oder Loman nicht erwehren konnten; demgemäß zerlegten und erklärten namhafte tschechische Kritiker Dehmels Werk. Erwähnenswert ist auch, daß seine Lieder und Sprüche von einigen tschechischen Musikern vertont wurden.

Hugh Walpole, dem bekannten englischen Romanschriftsteller, ist es gelungen, in einem kleinen Buchladen San Franciscos hundertundfünfzig Seiten Tagebuchaufzeichnungen Walter Scotts sowie zahlreiche Briefe Scotts an seinen Rechtsbeistand John Gibben aufzufinden, ein Fund, den nicht der Zufall herbeigeführt hat und der für die englische Literaturgeschichte Bedeutung zu gewinnen verspricht.

In einem Landhaus in der Nähe von Shrewsbury in

England wurde ein dünnes in Pergament gebundenes Büchlein aufgefunden, das die Urausgabe von Shakespeares „The passionate Pilgrim“ (1599) mit bisher völlig unbekanntem Zusätzen, sodann die fünfte Auflage von Shakespeares „Venus and Adonis“, an dritter Stelle Shakespeares „Lucrece“ (1600) und an vierter die Emariulfe-Sonette von 1599 enthält.

*

Otto Erlers „Struensee“ hatte in der Übersetzung und Inszenierung von Gunnar Klintberg am Svenska-Theater in Stockholm einen starken Erfolg.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

a) Romane und Novellen

Corrinh, Curt. Bordell. Ein infernal. Roman in fünf Sprüngen. Berlin, Jatho-Verlag. 250 S. Geb. M. 10.—
 Friedmann, Alfred. Durch Elternschuld. Roman. (Mignon-Romane, Bd. 343.) Dresden, Mignon-Verlag. 96 S. M. 0,40.
 Fuchs-Lista, Robert. Hagicho der Wolf. Ein Taurus-Roman aus dem 15. Jahrhundert. Berlin, Döbner & Co. 302 S. M. 6,— (9,—).
 —. Stiefkinder des Glücks. Roman. 4. Aufl. Berlin, Döbner & Co. 272 S. M. 6,— (9,—).
 Gebhardt, Hermann. Mädchen. Drei kleine Geschichten. Vieg-nitz, Verlag der „Saat“. 15 S. M. 2,—.
 Hagen, August. Morita. Mit-Nürnbergische Geschichten. Neu herausgegeben von Arthur Schurig. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung. 245 S. Geb. M. 14,40.
 Harbou, Thea von. Das Haus ohne Tür und Fenster. Roman. Berlin, Ullstein & Co. 379 S.
 Hauff, Wilhelm. Die Geschichte von dem kleinen Muck. Kalif Storch. Mit Zeichnungen von Karl Walser. (Das Märchenbuch, 8. Buch.) Berlin, Bruno Cassirer. 62 S.
 Richter, Klaus. Schreden. Novellen und Federzeichnungen. Berlin, Erich Reiß. 203 S. M. 15,— (20,—).
 Schumacher, Emma. Leben, Lieben, Wandern vor hundert Jahren. Hrg. von Werner Jansen. Braunschweig, Georg Westermann. 160 S. Geb. M. 9,—.
 Waldheim, Hans. Dorffriede. Jose Blätter aus meinem Dorfleben. Mit 13 Federzeichnungen von Peter Ahmann. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. Geb. M. 2,45.

b) Lyrisches und Episches

Kranz, Richard. Abendröte. Neue Gedichte. Vieg-nitz, Verlag der „Saat“. 14 S. M. 1,20.
 Madeleine, Marie. Taumel. Gedichte. Berlin-Wilmersdorf, Wilhelm Borngräber. Geb. M. 12,—.
 Wespel, Will. Mutter und Kind. Aus dem Tagebuch einer Mutter. Gedichte. München, C. F. Besche Verlagsbuchhandlung (Dstar-Verl.). 95 S. Geb. M. 6,50.
 Wiener, Meir. Messias. Drei Dichtungen. Wien, R. Lö-wit. 63 S. Geb. M. 10,—.

c) Dramatisches

Hauptmann, Gerhart. Der weiße Heiland. Dramatisches Phantasia. Berlin, S. Fischer. 203 S. M. 8,— (12,50).

d) Literaturwissenschaftliches

Behrend, Walter. Ein Dichter der Zeit. Ein literarisch-kultur-politischer Essay über Hermann Kesser. Heidelberg, Hermann Meißner. 46 S.

Delius, Rudolf von. Streifzüge. Gesammelte Aufsätze. Stuttgart, Walter Seifert. 142 S. Geb. M. 9,—.
 Gerhard, Melita. Schiller und die griechische Tragödie. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Bd. 54.) Weimar, Alexander Dunder. 136 S. M. 9,—.
 Golz, Bruno. Wandlungen literarischer Motive. 1. Hebbels Agnes Bernauer. 2. Die Legenden von den Altvätern. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 94 S. M. 6,—.
 Günther, Guido Wolf. Goethes sozialpädagogische Ansichten in W. Meisters Wanderjahren im Lichte der Gegenwart. Leipzig, Xenien-Verlag. 31 S.
 Thalmann, Marianne. Probleme der Dämonie Ludwig Tiecks Schriften. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Bd. 53.) Weimar, Alexander Dunder. 101 S. M. 7,50.

e) Verschiedenes

Alte Heiligen-legenden. Aus dem Kölner Passional vom Jahre 1486. Der erste Teil. Übersetzt von Rosa Breuer. Eingeleitet von Heinz Saebler. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. 180 S. Geb. M. 8,—.
 Amalthea-Almanach auf das Jahr 1920. Zürich, Amalthea-Verlag. 255 S.
 Bavaricus. Offene Worte an das deutsche Volk. Betrachtungen eines Wertmäßigen. (Blätter für deutsches Denken, Heft 1.) Graunau-Garmisch, Carl Fr. Schmidt. 32 S. M. 2,—.
 Blau, Josef. Alte Bauernkunst. (Der „Böhmerwälder Dorf-bücher“ 2. Bändchen.) Budweis, „Moldavia“. 64 S. Kr. 2,—.
 Bohm, Wolfgang. Die Selbstheilung der kranken Seele durch Erkenntnis und Vertiefung. Ein Buch für Nerven- und Gemütskranke. Leipzig, Max Altmann. 116 S. M. 5,25.
 Burg, Paul. Die schöne Gräfin Königsmarck. Ein bewegtes Frauenleben um die Wende des 17. Jahrhunderts aus den Briefen, Akten, Urkunden und glaubwürdigen Überlieferungen dargestellt. Braunschweig, Georg Westermann. 446 S. Geb. M. 34,—.
 Hartlaub, G. F. Die neue deutsche Graphik. 3. Aufl. (Tribüne der Kunst und Zeit. Eine Schriftenammlung, Hrg. von Kasimir Edschmid XIV.) Berlin, Erich Reiß. 96 S.
 Hiller, Kurt. Geist werde Herr. Rundgebungen eines Alt-weisen vor, in und nach dem Kriege. 3. Aufl. (Tribüne der Kunst und Zeit. Eine Schriftenammlung, Hrg. von Kasimir Edschmid XVI/XVII.) Berlin, Erich Reiß. 147 S.
 Lomer, Georg. Die Welt der Wahrträume. Betenntnisse eines Befehrten. Leipzig, Max Altmann. 128 S. M. 5,25.
 Paul, Hermann. Aufgabe und Methode der Geschichtswissenschaften. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co. 57 S.
 Tagebuch eines halbwilligen Mädchens. (Quellenchriften zur seelischen Entwicklung, Nr. 1.) Leipzig-Wien, Internationaler Psychoanalytischer Verlag G. m. b. H. 248 S.
 Wolff, Odilo O. S. B. Mein Meister Rupertus. Ein Mönchs-leben aus dem 12. Jahrhundert. Freiburg i. Br., Herder & Co. G. m. b. H. M. 6,80 (8,80).
 Wolfradt, Willi. Die neue Plastik. 2. Aufl. (Tribüne der Kunst und Zeit. Eine Schriftenammlung, Hrg. von Kasimir Edschmid XI.) Berlin, Erich Reiß. 90 S.
 Zimmermann, Otto S. J. Das Dasein Gottes. 1. Bändchen: Der immer gleiche Gott. Freiburg i. Br., Herder & Co. G. m. b. H. 135 S.

Copta der Neuen Zeitung auf Preßlig Bandt. Facsimile-Druck hrg. von Hans F. Bodwih. (Documente des Zeitungs-wesens, Nr. 1.) Leipzig, Deutsches Museum für Buch und Schrift. 15 S. M. 3,50.
 Guardini, Romano. Vom Geist der Liturgie. 4. u. 5. Aufl. Freiburg i. Br., Herder & Co. G. m. b. H. 100 S. M. 2,80.
 Kasteren, Joh. Peter van S. J. Was Jesus predigte. Eine Erklärung des Vaterunfers. Deutsche Bearbeitung von Jo-hannes Spindel S. J. Freiburg i. Br., Herder & Co. G. m. b. H. 163 S. M. 5,80.
 Nowak, Victor. Polnische Sprachdummkellen. Zum Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. Breslau, Verlag der Slawischen Lehrbucherei Victor F. Nowak. 32 S. M. 6,—.

Redaktionschluss: 10. April

Herausgeber: Dr. Ernst Heiborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heiborn, Berlin; für die Anzeigen: Egon Fleißel & Co., Berlin. — Verlag: Egon Fleißel & Co. — Adresse: Berlin W. 9, Pankf. 16.
 Erscheinungsweise: monatlich zweimal. — Preis: vierteljährlich 12 Mark; halbjährlich 24 Mark; jährlich 48 Mark.
 Zusendung unter Kreuzband vierteljährlich: in Deutschland und Oesterreich 13 Mark; im Ausland 13,50 Mark.
 Inserate: Stargespaltene Rennerzettel. Zeile 80 Pfg. Beilagen nach Abrechnung.